

Volksabstimmungsorgan

ZENTRALORGAN
DER DEUTSCHEN SOZIALDEMOKRATISCHEN ARBEITERPARTEI
IN DER TSCHECHOSLOWAKISCHEN REPUBLIK

ERSCHEINT MIT AUSNAHME DES MONTAG TÄGLICH FRÜH. REDAKTION UND VERWALTUNG PRAG XII., FOCHOVA 62. TELEFON 53077. ADMINISTRATION TELEFON 53076.
HERAUSGEBER: SIEGFRIED TAUB. CHEFREDAKTEUR: WILHELM NIESSNER. VERANTWÖRTLICHER REDAKTEUR: DR. EMIL STRÄUSS, PRAG.



14. Jahrgang

Donnerstag, 4. Jänner 1934

Nr. 2

Schlagwetterkatastrophe bei Dux

132 Bergleute im vergasteten Nelson-Schacht in 300 Meter Tiefe eingeschlossen
Vier Eingeschlossene retten sich • Vier Tote untertags geborgen • Auch obertags zwei Tote

Das Schlimmste zu befürchten

Dux, 3. Jänner. Heute um drei Viertel 5 Uhr nachmittags ereignete sich auf dem Nelson III-Schacht bei Dux eine fürchterliche Schlagwetterkatastrophe, deren Detonation im Umkreis von vielen Kilometern hörbar war. An 132 Mann wurden untertags eingeschlossen. Die Rettungsarbeiten stoßen auf die größten Schwierigkeiten, da alle Zufahrtsschächte durch die Explosion demoliert wurden.

Bis in die späten Nachtstunden gelang es nur, aus der Grube vier Tote zu bergen. Vier Bergleute haben sich durch einen entfernten Schacht retten können. Die übrigen sind in der Grube eingeschlossen, die derart von Explosionsgasen erfüllt ist, daß selbst die gut ausgerüsteten Rettungsmannschaften mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen haben und gegen 11 Uhr nachts die Rettungsarbeiten sogar vorübergehend eingestellt werden mußten.

Um Mitternacht erscheint die Lage so kritisch, daß für die Eingeschlossenen das Schlimmste befürchtet werden muß.

Die Grube Nelson, die aus dem Hauptförderschacht „Nelson III“ und einigen Wetterförderschächten besteht, erstreckt sich von Dux in der Richtung gegen Ruders und Herrlich; auf ihr wird Kohle besonders guter Qualität gefördert, doch sind die Förderbedingungen hin-

Der Förderschacht fliegt in die Luft...

Teiglich Schönan, 3. Jänner. (Eigenbericht.) Am Nelson III-Schacht der Brüder Kohlenbergengesellschaft, welcher zwischen Dux und Herrlich bei Dux liegt und der gegenwärtig einen Besatzungsstand von 500 Bergleuten aufweist, ereignete sich heute nachmittags um 3 1/2 Uhr ein entsetzliches Unglück. Von einer fürchterlichen Detonation begleitet, die in den eine Stunde entfernt liegenden Dux die Fenster scheibeln zertrümmerte und die Türen zuschlagen ließ, schied eine riesengroße Stichtamme aus dem Förderschacht hervor, die für einen Augenblick den Himmel rötete und die Menschen in der ganzen Umgebung in panischen Schrecken versetzte. Die Sirenen heulten, die Lokomotiven pfeiften und die Signale der Feuerwehre riefen Alarm. Die ganze Gegend wurde von Schrecken erfüllt, ahnten doch die Menschen, daß sich hier etwas Fürchterliches ereignet haben mußte.

Sofort eilten Feuerwehren, Rettungs- und Sicherheitsmannschaften, sowie Polizei- und Gendarmenabteilungen an die Stelle des Unglücks, die schon in weitem Umkreis durch die emporschwebenden Gaswolken gekennzeichnet war.

Die Wirkungen der Explosion

Am Hofe des Nelson-Schachtes zeigte sich dem Betrachter ein fürchterliches Bild der Zerstörung. Der Förderschacht war vollkommen zerstört, die großen Eisentraktionen wie ein Drahtgeflecht verbogen. Die Fenster der ganzen Umgebung durch den fürchterlichen Luftdruck eingeschlagen. Eisentraversen und Holzpfosten umgelegt.

Der Dachstuhl des Hauses, wo die Sortierung der Kohle erfolgt, war vollkommen demoliert. Rauch- und Feuerzugen quollen aus seinen Innern. Die Förderseile des Mannschachtschachtes wurde bis in die Seilscheiben herangeschleudert und ebenfalls unbrauchbar gemacht. Die Wetterführung des Schachtes ist unterbrochen, da überall die gefährlichen Gase einströmen. Der Eingang zum Förderschacht wurde durch die Explosion vollständig verschüttet, so daß ein Eindringen von dieser Seite unmöglich erschien.

Welche Wirkung diese Explosion ausgelöst haben muß, geht am besten daraus hervor, daß der Nelson VIII-Schacht, der einen Teil der Mannschachtschächte besetzt und in unmittel-

bar drei Kilometer vom Hauptförderschacht entfernt ist, arg mitgenommen wurde. Dort vermochten die Rettungsmannschaften mit der Förderschale nur bis zur ersten Etage vorzudringen, da der von dort schräg abgehende Förderstuhl ebenfalls vollständig demoliert worden ist. Die schweren Holzbohlen sind wie Streichhölzer zusammengedrückt und die Eisenschienen mit unerhörter Gewalt verbogen.

Rettungsversuche

Auf der sogenannten Abfischhöhe mitten im tiefen Wald stehen ängstlich blickend hunderte Frauen mit verwinten Gesichtern und hunderte Männer in erschütternder Ungewissheit über das Schicksal ihrer Kameraden. Denn nur dort erwarten die Angehörigen eine Rettung ihrer Lieben. Vier unternahmen unter der Leitung des Ing. Pambas zwei Rettungsmannschaften den Versuch, zu den eingeschlossenen Grubenarbeitern vorzudringen. Da sie aus den bereits geländerten Verhältnissen nicht bis zur Sohle des Schachtes einfahren konnten, mußten erst Grubenmotoren und Wettervorrichtungen beschafft werden, um vorwärts zu kommen.

Die Opfer

Nach der Ausgabe der Grubenlampen sind mit dem Nachmittagsdrittel der Besatzung in den Hauptförderschacht ungefähr hundert, am Nelson 7 etwa 30 Bergleute eingefahren, von denen bis 9 Uhr abends nur 5 Mann durch den Mannschachtschacht bei Nelson 3 heraufgelangen konnten. Einer von ihnen stürzte traglos knapp vor der erreichten Rettung wieder in den Schacht zurück. Diese Leute dürften in unmittelbarer Nähe des Förderschachtes gearbeitet haben und sind vielleicht einige Sekunden vor den schleichenden Gasen zu Tage gekommen.

Durch die Explosion beim Förderschacht kamen zwei Obertagsbeschäftigte ums Leben, und zwar Werkmeister Schmidt und die in der Sortierung beschäftigte Frau Savelka, die beide aus den Trümmern als Leichen geborgen wurden.

Dem Bezirkskrankenhaus in Dux wurden folgende Grubenarbeiter, die am Schachtkopf beschäftigt gewesen sein dürften und zum größten Teil Vergiftungen, Knochenbrüche und leichtere Verletzungen erlitten haben, eingeliefert: Rudolf Schottka, Herrlich; Bohumil Kara-

fel, Ofegg; Anton Solauna, Herrlich; Ferdinand Linke, Niesberga; Josef Neboral, Ofegg; Karl Soffmann, Ofegg; Johann Jarolimel, Herrlich; Anton Soudel, Ofegg.

Zwei Verunglückte, und zwar Siba aus Herrlich und Berner aus Ofegg konnten nach der ersten Hilfeleistung das Krankenhaus verlassen.

Nur der Schicksal der eingeschlossenen 132 Bergarbeiter kann zur Stunde noch nicht Bescheid gesagt werden. Wenn man allerdings weiß, daß alle Versuche, mit den einige hundert Meter tief eingeschlossenen Menschen wenigstens telephonisch in Verbindung zu treten, erfolglos geblieben sind, dann muß man die schweren Verluste in Kauf nehmen. Die Rettungsarbeiten dürften längere Zeit in Anspruch nehmen.

Nicht leicht jedenfalls, daß das Zentrum der Kohlenstaubexplosion in der unmittelbaren Nähe des Hauptförderschachtes liegt. Wenn man bekannt ist, wie gerade in dieser Grube alle technischen Einrichtungen ausgearbeitet wurden, muß man dem „Waldau“, dem Organ unserer Bergarbeiter, Recht geben, der bereits in seiner Nummer vom 16. November auf das dort herrschende Antreibsystem und die dadurch erhöhte Unfallgefahr aufmerksam gemacht hat. Der Arbeiter bei der Seilbahn oder im Abbau, so schrieb damals das Blatt, ist durch die eingeführte Nationalisierung zum Sklaven der Maschine geworden.

Infolge der ungenügenden Sicherheitsvorkehrungen hat nun diese Warnung in der fürchterlichen Katastrophe ihre traurige Bestätigung gefunden.

Seit dem großen Unglück am „Frisch-Wald-Schacht“ im September 1900 hat das Revier keine solche entsetzliche Katastrophe erlebt.

Fürchterbare Zerstörungen

Ähnlich liegen über das fürchterliche Unglück folgende Meldungen vor:

Die Explosion ereignete sich kurz vor 17 Uhr in den Gruben „Nelson III“, „Nelson VII“ und „Nelson VIII“, die durch einen Schacht untertags in Verbindung stehen. Das Förderschachtgebäude der Grube „Nelson III“ wurde durch die Explosion demoliert. Bei den Schächten fanden sich sofort Rettungsmannschaften, Feuerwehre, Ärzte und Gendarmen ein, doch war es nicht möglich, größere Rettungsarbeiten sofort in Angriff zu nehmen, da aus allen drei Gruben Gase entwichen.

Nach weiteren Meldungen über die große Explosion auf der Grube „Nelson“ befanden sich in der Grube 116 Personen, u. zw. 107 Arbeiter und 9 Aufseher, es war dies die Nachmittagsdiesel. Durch die Explosion wurde obertags die Kohlenfortieranlage demoliert, wobei vier Personen verletzt wurden. Auch der neben dem zerstörtem Förderschachtgebäude des Nelsonschachtes befindliche Wasserförderschacht wurde teilweise zerstört. Die beiden Schächte sind nicht befahrbar. Infolge der Explosion verlagerten die Ventilatoren auf den Wetterförderschächten „Nelson VI, VII, VIII, und IX“, die nicht zur Förderung, sondern nur zur Entlüftung der Schächte dienen. Die Lüftungsanlagen wurden aber bereits wieder in Tätigkeit gesetzt. Die ersten Rettungsarbeiten zielten darauf ab, der Rettungsmannschaft das Einfahren zu ermöglichen. Durch den Förderschacht und durch den Wasserförderschacht war dies nicht möglich, aber schließlich gelang es nach Überwindung großer Schwierigkeiten, durch den Luftschacht „Nelson VIII“ untertags zu gelangen und die Verbindung zwischen den Schächten VIII und IX herzustellen.

In der Nähe der Gruppe „Nelson VIII“ wurden die Leichen von vier Bergarbeitern gefunden.

Die Rettungsarbeiten nehmen einen sehr langsamen Fortgang und sind mit ungeheuren Schwierigkeiten verbunden, da das ganze Gruben-

(Schluß auf Seite 2)

An einem der ersten Tage des neuen Jahres wird die gesamte Öffentlichkeit und besonders die Arbeiterschaft von der Schreckenskunde einer schweren Bergwerkskatastrophe heimgesucht. 132 Bergleute sind, in der Stunde, da wir dies schreiben, von der Welt abgeschnitten, mehrere Tote sind bereits geborgen, um das Leben der übrigen Verbliebenen muß man bangen. Hunderte Frauen und Kinder harren in der fürchterlichen Aufregung der nächsten Stunden, begleitet die Arbeit der heldenmütigen Rettungsmannschaften, die alle Augenblicke von den ästigen Gasen, die dem Bergwerk entweichen, bedroht werden, mit angsterfüllter Anteilnahme. Hoffnungen und Befürchtungen schütteln sie und drohen sie um offenen Verstand zu bringen. Vor ein paar Tagen mögen sie noch ein drückliches, aber doch von ein wenig Freude und Hoffnungsgefühl erfülltes Weihnachtsfest gefeiert haben und jetzt die entsetzliche Ungewissheit, vielleicht schon der kalte Tod.

Man denke nur, welches Leben die eingeschlossenen Bergarbeiter und ihre zitternden Frauen, ihre weinenden Kinder hinter sich haben. Jeden Tag muß der Mann in den finsternen Schacht, jeden Tag ins Ungewisse, jeden Tag, da der Bergarbeiter in die Tiefe läuft, ist er erfüllt von der Befürchtung, nie wieder ans Licht des Tages zu gelangen. Unten aber eine mühevollen, die Augen und Muskeln, den ganzen Körper immer aufstrebende Arbeit und dazu ein Lohn, der tief unter dem Existenzminimum ist, schon deswegen, weil der Bergarbeiter nur drei Schichten in der Woche verfährt, 120 Strömen bringt er in der Woche nach Hause — und davon soll er Rins zahlen, soll er Frau und zwei, drei, vier oder gar noch mehr Kinder ernähren und bekleiden! Aber — das ist ja das Grauenhafte unserer Zeit, diese Menschen, die solcherart leben, sich plagen, ernähren müssen, werden von den anderen noch beneidet, denn ihr Leben ist noch immer, bei aller Gefahr, bei allem Mangel, bei allem Elend freudvoller als das Leben jener tauferben Menschen, die nicht einmal das haben, die ein, zwei, drei Jahre arbeitslos sind, die ganz verzweifelt sind von einer jahrelangen vergeblichen Arbeitssuche, zerärrt und zermürbt vom Hunger, den sie hören, der aus den trübigen Augen ihrer Frauen und den blassen Gesichtern, den mageren Gestalten ihrer Kinder spricht. Das ist das Schicksal der Arbeiter in dieser schauerhaften Welt: die einen hungern, sind unfähig, gleichgültig, haben keine Arbeit, keinen Platz in der Welt, die anderen arbeiten, sind jeden Augenblick in Gefahr, bis der Tag kommt, an dem der Hammer eines unerbittlichen Schicksals sie erbarmungslos niederschlägt.

Wir haben nicht die Möglichkeit im gegenwärtigen Augenblick — unmittelbar nach Empfang der ersten Nachrichten von dem fürchterlichen Geschehen — zu prüfen, inwieweit es sich hier um eine Naturkatastrophe oder um eine freiwillige Vernachlässigung der im Bergbau notwendigen Sicherheit oder gar bestehender Vorschriften handelt. Die montanistische Wissenschaft ist heute soweit, daß Bergwerkskatastrophen, wie sie in früheren Zeiten so häufig waren, zu den größten Seltenheiten zählen sollten. Freilich schreibt nur allzu oft über die von der Wissenschaft geschaffenen Sicherheitsvorschriften der brutale Egoismus profitglüsterner Betriebsleitungen hinweg, die ihrem Verwaltungsvertrauen und ihren Aktionären — trotz Krise — unverminderte Dividenden bringen wollen. Es ist die brisante Frage ja.

wohl der lokalen Bergbehörde als auch des Ministeriums für öffentliche Arbeiten mit aller Gewissenhaftigkeit und aller Strenge Klarheit zu schaffen und ohne Schonung für diejenigen vorzugehen, die jahrzehntlang aus all den Mühen, dem Schweiß, dem Blut der Bergarbeiter, den Gefahren der Grubenproletarier Gewinn gezogen und die Annehmlichkeiten des Lebens gewonnen haben, Glück und Sonne, Freude und Lust, während diejenigen, die der Erde den schwarzen Reichtum abgewonnen, in Dunkel und Düstern, Treulosigkeit und Lebensarmut ihr Dasein verbracht haben. Ist es schon gräßlich, in einer Welt zu leben, die Millionen Menschen zu Arbeitslosigkeit und elendem Leben verurteilt, die andere Millionen zwingt, bei der Arbeit täglich und stündlich dem Tode ins Antlitz zu schauen, es wäre nicht zu ertragen, wenn nicht der Schrei des Entsetzens, der anlässlich der Düren Katastrophe durchs Land geht, die Verantwortlichen zur Tat zwingt: das Leben der Bergarbeiter unter allen Umständen zu schützen — und wenn dabei der ganze Profit der Bergherren verschwinden würde. Der Reichtum unter der Erde soll allen gehören und diejenigen, die uns diesen Reichtum bringen müssen unter dem Schutz der Gesellschaft stehen.

Zur Grubenkatastrophe:
(Schluß von Seite 1)

innere vergast ist. Die Rettungsmannschaft arbeitet unter sehr schweren und gefährlichen Umständen und ihre Mitglieder fallen jeden Augenblick in Ohnmacht.
Durch die Grubenexplosion wurde das Städtchen Oeffel wieder durch ein Erdbeben schwer erschüttert. Eine riesige Stachflamme schlug aus dem Schachte empor und im Nu war die ganze Schachtanlage in dicke schwarze Rauchwolken gehüllt. Auch das Maschinenhaus ist stark in Mitleidenhaft gezogen. In der Sortierungsanlage brach ein Brand aus, zu dessen Bekämpfung alle Maßnahmen getroffen wurden. Die Förderseile des Mannschachtschachtes wurde durch die Gewalt der Explosion aus der Tiefe emporgeschleudert und blieb oben in der Verteilung festgeklemmt hängen.
Die Telefonleitungen in der Grube sind zerstückelt.
Vier Bergleuten des Katastrophenschachtes ist es gelungen, sich zu dem benachbarten Revier des „Nelson VII“ Schachtes zu flüchten und aus einer Tiefe von 320 Meter auf Leitern ins Freie zu retten. Sie sind durch das eingestürzte Grubenhaus und infolge Erschöpfung schwer erkrankt und wurden sofort in ärztliche Pflege übernommen. Sie waren bisher außerstande, eine Schilderung ihrer grausigen Erlebnisse zu geben.
Unter den Trümmern des Förderseilobjektes, in welchem sich eine Kasse befand, wurden ein Werkmeister und ein Schmied vermisst. Während es gelang, den Schmied verletzt, aber lebend zu bergen, konnte der Werkmeister nur noch tot aufgefunden werden.
Beim Schachte, der von den Angehörigen der eingeschlossenen Bergleute umlagert ist, spielen sich herzerweichende Szenen ab. Aus ganz Nordwestböhmen sind Rettungswagen und Feuerwehralarmiert worden.

Die Minister Cerny Dostalek und Dr. Czeh an der Unglücksstätte

Innenminister Cerny und Minister für öffentliche Arbeiten Dostalek begaben sich abends sofort nach Eintreffen der Nachricht über die Katastrophe auf der Nelson-Grube an die Unglücksstätte.

Vom Ministerium für öffentliche Arbeiten sind außerdem der Vorstand des Departements für Bergbau Ingenieur Durich und Obersektionrat Dr. Cerny von der Inspektionsabteilung nach Dux abgereist.

Minister für soziale Fürsorge Dr. Czeh hat sich nach dem Ort des Unglücks begeben.

Frühere Grubenkatastrophen

Ein Ueberblick der größten Grubenkatastrophen des Auslandes seit der Jahrhundertwende bis einschließlich des Jahres 1932 ergibt ein erschütterndes Bild der furchtbaren Opfer des Bergmannsberufes.

Der Zahl der Opfer nach war die größte Katastrophe im März des Jahres 1906, wo bei einem Brande in den Kohlengruben von Courrières in Nordfrankreich 1219 Bergleute den Tod fanden und bei den Rettungsarbeiten noch weitere 17 Bergleute ihr Leben lassen mußten. 15 Tage später konnte der Brand erst bewältigt werden.

Eine Explosion und der darauf folgende Brand auf der Grube „Aeder“ bei Saarbrücken im Jänner 1907 forderte 148 Tote. Im März des gleichen Jahres entfiel auf der Grube Meinstoffeln bei Forbach in Lothringen eine Explosion schlagender Wetter, die 75 Bergleute das Leben kostete.

Im November des Jahres 1908 kamen auf der Zeche „Maddob“ bei Hamm in Westfalen durch eine Kohlenstauberplosion 360 Bergleute um. Zwei Wochen später forderte der Bergmannsberuf infolge eines Brandes in der Kohlenmine in Cherry im amerikanischen Staat Illinois das Leben von 397 Menschen; glücklicherweise können acht Tage später noch 78 lebend eingeschlossene gerettet werden. 4 Jahre später, i. J. 1912 werden bei einer Schlagwetterkatastrophe auf Zeche „Lothringen“ bei Bochum 117 Bergleute das Opfer ihres Berufes.

Die nächstgrößere, opferreiche Grubenkatastrophe ereignet sich 1921 durch eine Schlagwetterexplosion auf der Zeche „Mont Cenis“ bei Herne in Westfalen, wo es 79 Tote gibt; 75 Bergleute werden verletzt. Im Jänner 1923 kommen durch eine Kohlenstauberplosion in der Schenck-Grube bei Duisburg 112 Bergleute ums Leben. Im Jahre 1925 entfiel auf der gleichen Grube eine Explosion in der Zeche „Minister Stein“ bei Dortmund, wo 135 Menschenleben zu beklagen sind.

Eine furchtbare Zahl von Opfern forderte das Jahr 1930, in welchem Jahre im Juli durch Kohlenstauberbruch in der Wenzelslaugrube bei Neurode 151 Bergleute, am 21. Oktober durch ein Explosion in „Wilhelmshacht“ in Niederschlesien 263 Tote und vier Tage später infolge einer Schlagwetter- und Kohlenstauberplosion auf der Grube „Mahnbach“ im Saarrevier 99 Tote zu beklagen sind.

Oesterreichischer Neujahrspuk

Steht denn das alte Oesterreich noch und soll es wirklich ewig stehen, jenes Oesterreich, das wir für tot und begraben hielten, das großmannstüchtige schwarze Oesterreich, in dem Hochmut und schlampige Herablassung gleichermassen zubaute waren und das stolz war auf beide, jenes Oesterreich des dumpfen, geisternen, aber auf Formen achtenden Merkantilismus, jenes Oesterreich der Gemütslichkeit, das genau wußte, um wieviel es hinter anderen Staaten zurückgeblieben war, aber gerade aus dieser Zurückgebliebenheit den Anspruch auf besondere Eigenart und also auf Volk- und Gleichwertigkeit erhob? Steht dieses Oesterreich noch — oder ist es bloß in der Silvesternacht für eine kurze Weile auferstanden?

Nu Dr. Dollfuß, dem kleinen Kanzler eines fleingewordenen Landes, scheint die Verführung Österreichs tatsächlich auferstanden zu sein: Ueberheblichkeit, die bescheiden tut, Großmeierei, die anknüpft an das traditionelle „Mir san mir“, eine politische Hochstapelei, die nur möglich ist, weil „man“ so und so zu einer Verlegenheit Europas geworden ist. Dieser Herr Dr. Dollfuß hat zum Erschaunen der Welt in einer Silvesterrede verkündet, es sei „ein Gebot der Selbstachtung, daß wir Oesterreicher die politische und militärische Gleichberechtigung mit allen Staaten verlangen“. Prinzipiell ist dieses unser Programm anerkannt, aber auch praktisch haben wir bereits Erfolge erzielen können. Ein freundschaftliches Verhältnis zu den anderen Staaten ist nur möglich, wenn die Unterschiede zwischen Siegern und Besiegten endlich verschwinden. In allen diesen Punkten laufen die deutsche und die österreichische Politik parallel.

Ja, da wird mancher gelächelt haben, als er von der Forderung nach militärischer Gleichberechtigung las — und gedacht haben: Andere Sorgen haben die Oesterreicher nicht? Sie haben natürlich andere Sorgen, ganz andere. Aber den Dr. Dollfuß haben die Politiker anderer Staaten deshalb, weil er den Ehrgeiz hatte, dem Hitler-Faschismus einen bodenständigen entgegenzustellen, zu einem David der europäischen Demokratie und einem österreichischen Salomon emporgelobt und jetzt hält er sich selber für einen Staatsmann großen Formates. Jetzt will er „Politik machen“, nicht mehr nach dem Willen des Volkes oder auch nur einer Partei regieren, sondern er wähnt ganz „selbstständig“, eigenwillig, „insolent“ regieren zu können. Ein großer Staatsmann aber ist nicht vollständig, es fehlt ihm etwas zum richtigen Format, wenn er nicht auch auf ein Heer verweisen kann. Was, eine österreichische Heeresabteilung ohne Heer? Einigkeit der Lorbeerträger und ausgerüstet mit allen bewährten Militärmärschen — und kein Heer? Kein wirklich der Bedeutung Oesterreichs entsprechendes Heer? Ja, ist es nicht ein Gebot der Selbstachtung, daß man die militärische Gleichberechtigung verlangt?

Warum sollte Dollfuß sie nicht bekommen? Die Diplomaten, die sorgfältig den neuen Krieg vorbereiten, gar nicht absichtlich natürlich, o nein, nur weil sie nicht anders können, — die werden schon, wenn sie dem Hitler nicht verweigern können, was des deutschen Volkes tiefste Sehnsucht ist: Tanks und schwere Geschütze, um die ärgste Not zu lindern, — diese Diplomaten werden müde und ein wenig verlegen lächeln, schließlich auch Herrn Dr. Dollfuß ein paar Tanks und ein paar schwere Geschütze geben und ein paar tausend Soldaten mehr. Sie geben sie auf einem Umwege

Herrn Mussolinis, dem sie mit einer österreichischen Ausrüstung auch ein willkommenes Aufmarschgebiet geben. Denn: erst einmal Waffen und Arme — dann kommt dazu schon auch der Wahn, man müsse, anknüpfend an alte Traditionen, auch in der europäischen Politik mitreden, mitspielen im europäischen Konzert.

Dr. Dollfuß verlangt Waffen — und bei dem derzeitigen Zustande der europäischen Politik scheint bei einer gewissen Geneigtheit zur Bewilligung dieses Neujahrswunsches Oesterreich wirklich wieder vor völliger Renaissance zu stehen — es schiedt sich an, wieder einmal europäischer Störenfried zu werden. Aus einem Neujahrspuk kann böse Wirklichkeit werden.

Günstige Getreidernte in Sowjetrußland

Moskau, 3. Jänner. In dem Berichte im Zentralvollzugsomitee über die Ergebnisse des Landwirtschaftsjahres wies der Landwirtschaftskommissar Jalowicw auf das wichtigste Ergebnis des Jahres 1933, d. i. die starke Steigerung der Ernteerträge hin. Die Getreideproduktion weist gegenüber dem Vorjahr eine Steigerung von 200 Millionen Doppelzentnern, d. i. um 28,5 Prozent auf. Bei Weizen allein betrug die Steigerung 36 Prozent. Von Industrieerzeugnissen erbrachte Baumwolle über vier Millionen Zentner, womit die Baumwollproduktion der Vorkriegszeit um 85 Prozent übertroffen wurde. Der Flachsanbau erbrachte ein um 470.000 Zentner größeres Erntergebnis als im Vorjahr. Im Jahre 1933 wurden 80.000 neue Viehzuchtkollektivwirtschaften mit insgesamt 16 Millionen Stück Vieh geschaffen.

Diese Erfolge wurden bei gleicher Anbaugebiet erreicht.

Kabinet Anghelescu zurückgetreten

Bukarest, 3. Jänner. Die erst nach der Ernennung Ducas ernannte Regierung Anghelescu hat ihre Demission genehmigt. Mit der Bildung des neuen liberalen Kabinetts wurde der bisherige Minister für Handel und Industrie Georg Tatarescu betraut.

Generalleutnant von Fritsch der neue Chef der Heeresleitung

Berlin, 3. Jänner (DAB). Generalleutnant Werner Freiherr von Fritsch ist zum Chef der Heeresleitung ernannt worden.

Der neue Chef der Heeresleitung wurde 1880 geboren, trat 1898 als Fahnenjunker in den Heeresdienst ein und wurde 1913 als Hauptmann in den Großen Generalstab berufen. Auch während des Weltkrieges war er im Generalstab tätig. Nach dem Weltkrieg wurde er in das Reichsheer übernommen. Später wurde er Abteilungsleiter im Reichswehrministerium, dann Kommandeur eines Artillerieregiments und danach Artillerieführer II in Steyer. Im Jahre 1931 wurde er als Generalmajor zum Kommandeur der 1. Kavalleriedivision in Frankfurt a. O. ernannt. Als Generalleutnant übernahm er am 1. Oktober 1932 das Kommando der 3. Division als Befehlshaber in Wehrkreis 3 Berlin.

Der Puppenspieler
Roman von Felix Fechenbach

Es begann jetzt schon zu dunkeln und Grell und Hans lebten um, schlenderten langsam der Märnergasse zu.
„Moin! heut' abend noch e bickle rüber zu mir?“ fragte Hans beim Abschied. „Es is mei letzter freier Abend. Und ich möcht dir noch was zum Abschied geben.“
„Nach'm Essen komm ich...“
Zu Hause wartete Grell, bis Vater Heim zu Bett gegangen war. Er schlief meistens abends noch bis zehn Uhr, ehe die Nacharbeit in der Nachstube begann.
Zur Mutter sagte die Grell, sie wolle noch hinüber zum Hans, es wäre heute sein letzter Urlaubstag.
Hans hatte sich den ganzen Tage schon überlegt, was er wohl der Grell als Andenken geben könnte. Dann hatte er sich für einen Kasperklopf entschieden, den er selbst geschnitten hatte. Den wollte er heute abend noch aus dem Wohnwagen holen, und er ließ sich deshalb vom Vater den Schlüssel zum Wagen geben.
Als Grell abends kam, stand Hans vor dem Kühlschrank und wartete auf sie. Es war zwar ein milder Januarabend, aber Winter war's doch, also nicht gerade behaglich zum Spazierengehen. Doch daran störten sich Hans und Grell nicht. Sie gingen zum Kranentor.
„Schau, Grell, dort steht unser Wohnwagen! Da werden wir zwei drin wohnen, wenn der Krieg erst vorbei is.“
„Ich hab ihn eigentlich noch nie richtig von innen ang'schaut. Mußt mir einmal erzählen, wie er eingerichtet is.“

Und Hans schilderte ihr die Inneneinrichtung des Wagens. Zwei Räume wären drin, in dem einen würden dann die Eltern Cornelius schlafen und in dem andern er mit der Grell.
„E bickle eng wird's ja dann werden im Wagen. Aber vielleicht will die Mutter nimmer mit ruzzieh'n wegen ihr'n Rheumatismus, und bleibt dann in Aßingen bei der Tante. Dann wär ja mehr Platz... Kannst dir's ja amal anschau'n, wie's im Wagen aussieht. Ich muß mir so noch was raushol'n...“
Sie standen jetzt an dem kleinen Platz beim Kranentor vor dem Wohnwagen, und Hans schloß die Tür auf. Er hängte die kleine Treppe an, stieg in den Wagen und zündete die Petroleumlampe an. Dann kam aus Grell herein.
Neugierig sah sie sich im Wagen um, ging durch den Verschlag in den hinteren Raum, wo bisher Vater und Mutter Cornelius geschlafen hatten. Also hier würden sie später einmal hausen...
„Wo hast denn du bisher g'schlafen, Hans? Ein ja nur zwei Betten da.“ Sie sah sich suchend um.
„Mei Bett is im vorderen Raum. Aber tagsüber hab ich's immer zusammenklappt, weil's im Weg steht und zuviel Platz wegnimmt. Den Raum benutzen wir doch als Wohnstube und Küche.“ Er zeigte an die Wand, wo ein zusammengeklapptes Feldbett stand. „Da steht's!“
Hans stellte jetzt das Bett auf.
„Siehst, so wird's aufgeklappt.“ Mit ein paar Handgriffen war es gefeiert.
„Wenn die Mutter in Aßingen bleiben will“, meinte er, „dann zieh'n wir zwei in den andern Raum, wo die zwei Betten steh'n, und der Vater nimmt dann mei' Bett.“
Grell wollte der Mutter Cornelius zureden, daß sie das herumfahren aufgeben sollte. Für ihren Rheumatismus wäre es doch besser. Dann wollte sie hier in diesem engen Reich das Küchenzepter führen.
Hans kramte in der Ecke in einer Kiste und

suchte den Kasperklopf, den er Grell zum Abschied als Andenken geben wollte. Jetzt hatte er ihn gefunden.
„Grell, da hab ich was, das sollst du zum Andenken ham...“ Er reichte ihr den Kasperklopf hin.
„Hast den selber gemacht?“ fragte Grell.
„Ja, letzten Winter, wie wir in Würzburg war'n, hab ich ihn g'schnitten. Die Kleider dazu mußst selber machen. Wenn d' später im Wohnwagen bist, mußst noch viel Kasperkleider nähen.“
Sie setzten sich auf den Vortrand und plauderten davon, wie Grell alles einrichten wolle, wenn sie erst mal hier im Wohnwagen Hausmütterchen wäre.
Hans hatte seinen Arm um sie gelegt und sie nahe zu sich herangezogen. Leise streichelte er ihr über's Haar, und sie schmiegte ihren Kopf eng an Hans. So blieben sie eine ganze Weile.
„Das is mir das Liebste, wenn ich so still neben dir sitzen kann, Hans. Wenn du nur bei mir bist...“
Hans nahm ihren Kopf zwischen seine Hände, sah ihr in die blanken, frohen Augen, und dann küßte er sie. Leise kosend berührten seine Lippen ihre Augen und dann den Mund.
Grell schlang leidenschaftlich ihre Arme Hans um den Hals:
„Du bist doch der allerliebste Mensch, den ich auf der Welt kenn'...!“
„Du...!“ sagte Hans nur, und dann preßte er Grell an sich und küßte sie wieder und wieder, heiß und innig. Sie sanken umschlungen nieder, und Hans fühlte an seiner Brust Grells Herzschlag.
So lagen sie lange, Seite an Seite. Es war still im Wagen, und wenn beide auch kein Wort sagten, so rief doch das heiße Blut in ihnen...
Grell sprach zuerst wieder:
„Hans, jetzt mußst du bald fort. Und vielleicht trifft dich e Kugel...“ Grell stockte, und die Augen wurden ihr feucht.

Er küßte sie wieder.
„Mußt nit denken, daß jede Kugel trifft. Ich komm ich wieder. Ich laß dich nit allein, Grell. Und dann heiraten wir, wenn der Krieg aus is, und wir bleiben für immer zusam...“
„Wenn d' aber doch nimmer kommst, Hans? Mir is manchmal so angst...“ Sie küßelte sich noch enger an ihn. „Darfst mich nit falsch versteh'n, Hans... Wenn d' nimmer kommst, dann... dann... möcht ich wenigstens e Kind von dir...“
„Heiß zogen sich ihre Lippen aneinander fest. Und zwei junge Menschen betraten den heiligen Garten der Liebe...“
Hans war wieder in der Kaserne. Das Regiment, das zusammengestellt wurde, bekam seine kriegsmäßige Ausrüstung. Noch ein paar Tage, dann sollte es an die Front gehen. Nach Osten oder Westen, das wußte niemand.
Am Tage vor dem Abtransport gab es noch einen dienstfreien Nachmittag. Hans ging nach der Stadt, um sich von Grell und von seinen Eltern zu verabschieden. Er war schon bis zur Brücke gekommen, da wurde er plötzlich angehalten:
„Hans!“
Er war ganz in Gedanken verloren gewesen und schaute jetzt auf. Drüben, auf der anderen Seite der Brücke stand sein Schulfreund Josef Berger. Der hatte ihm zugerufen und kam jetzt über den Bahndamm herüber:
„Kleine Leut überfiehst man“, lachte Josef. „Bist jetzt e stolzer Vaterlandsverteidiger, da siehst so en Krüppel gar nimmer, wie ich jetzt einer bin.“
„Nach doch keine Pflanz, Josef! Mir is nur so allerhand durch'n Kopf gangen, da hab ich gar nit auf'schaut. Aber, was red'st denn von em Krüppel?“
Josef zeigte seinen linken Arm. Die Hand fehlte daran.
(Fortsetzung folgt.)

Heldentum und Sozialismus

Von Dr. Otto Löwe

Thomas Carlyle, der englische Philosoph und Historiker, hat in seinem Werke „Helden und Heldenverehrung und das Heldentümliche in der Geschichte“ einen Satz geprägt, der für viele Menschen zu einem stehenden Wort geworden ist. „Die Universalgeschichte, die Geschichte dessen, was der Mensch in dieser Welt vollbracht hat, ist im Grunde die Geschichte der großen Männer, welche darin gearbeitet haben.“ Dieser Auffassung, daß es die großen Männer sind, die die Geschichte gemacht haben, kann man mit Fug und Recht den Satz entgegenstellen, daß es die Geschichte ist, die die großen Männer macht.

Wer eine solche Auffassung, die die materiale Grundlage des Völkerebens zum Ausgangspunkt der Betrachtung nimmt, materialistisch in jenem Sinne schilt, die die zweite Bedeutung des Wortes ausmacht und besagen soll, daß nur das Ideelle, auf den körperlichen Sinnengenuss gerichtete Streben zum Angelpunkt des Weltgeschehens gemacht werden soll, der hat entweder nicht begriffen, um was es geht, oder sucht böswillige Entstellung zu treiben. Denn gerade die Geschichtsauffassung des historischen Materialismus, die in der Welt nicht ein blindes Spiel der Kräfte oder eine dunkle Folie für den Ruhm der großen Männer sieht, sondern die um die weltbewegende Kraft der politischen Machtkämpfe weiß, die sich aus dem Streit um Grund und Boden, um Besitz, um Macht und um Einfluß ergeben, vermag erst die Fülle des Lebens einzufangen und an die Stelle eines göttlichen Rationenspiels jenes unsagbar große Epos menschlichen Ringens zu setzen, als das die Weltgeschichte sich jedem wahrhaft denkenden Geiste enthüllt. Daß diese Geschichte nicht nur sich erschöpft in dem Auf und Ab sozialer Machtkämpfe, sondern daß in ihr auch religiöse Ideen, kulturelle Anschauungen von entscheidender Bedeutung gewesen sind, wird kein Anhänger der materialistischen Geschichtsauffassung leugnen, ebenso wenig die Rolle, die in bestimmten Zeitpunkten und unter bestimmten Umständen einzelnen Menschen zugefallen ist. Je feudaler obendrein eine Zeit ist, mit anderen Worten: je kleiner die Zahl der Herrschenden, die auf dem Schauplatz der Geschichte als selbständig Handelnde auftreten, um so bedeutender gewiß die Beschäftigung mit ihrem Leben und Wirken. Aber einem Alexander, einem Caesar, einem Attila oder einem Napoleon die ihm gebührende Rolle im Reih des Geschehens zuzurechnen, heißt nicht, das Geschehense selbst zu übersehen und glauben, daß nur die Knotenpunkte wirklich real seien.

Unter diesen Großen der Weltgeschichte steht die Anzahl der kleinen „Helden“. Wo sind sie? Daß gerade in Kriegen, wo es so oft gilt, die letzte Einsatzbereitschaft zu zeigen, der Stempel des Helden leicht diesem und jenem aufgedrückt wird, der ihn nicht verdient, ist eine allbekannte Tatsache. Spricht man nicht von Tausenden gefallenen Helden? Kennt man nicht jeden Angriff einer Truppe heldenmütig, ohne sich vorher zu fragen, wie es denn eigentlich in dem Einzelnen ausgefallen hat, der in dieses heldische Geschehen verwickelt wurde? Wie mancher brave Soldat Schweigt hat Ruhm und Ehren heimgetragen, ohne im Grunde zu wissen warum! Der Krieg läßt der Entscheidung des Einzelnen viel zu wenig freien Spielraum, als daß die heraldische Entscheidung in ihm wirksam werden könnte. Wo befohlen wird und wo blinder Gehorsam gilt, gibt es keine Helden, denn die Furcht vor den Folgen der Strafe oder vor den Folgen der Verachtung ist, wie wir alle wissen, oft größer als die Angst vor dem Tode.

Wäre es wiederum nicht so sehr das Arierische, sondern lediglich das Außergewöhnliche ihres Tuns, so müßte ein Mann wie jener Heros, der um des Ruhmes willen den Tempel von Ephesos anzündete, so müßte ein Nero, der der Mitteln das grausige Schauspiel des Brandes von Rom besah, und so müßte mancher Andere, der vierhändig und dreihändig vor die Schranken der Geschichte tritt, schon ein Held sein, während in Wahrheit diejenigen, die seine Größe an seinen Taten messen, nur Untaten sehen, nur Robeie, Brutalität und Gewinn, nicht aber jenes wahre Heldentum, das im Grunde dem edelsten Helden zu eigen ist. Denn das ist vor allem die Größe der Helden: sie sind nicht nur außergewöhnliche Naturen in einer außergewöhnlichen Situation, außergewöhnlich im Handeln und im Tadeln, sie sind nicht nur allen Gefahren zum Trost bereit, ihr Leben für etwas, was ihnen über dem Leben scheint, in die Schanze zu schlagen, sondern die großen Helden sind allemal auch die großen Befreier gewesen.

Aus dem Dunkel, in das der Rückschritt führt, steigt kein Licht herauf, es sei denn, daß er der Befreier einer geknechteten und verängstigten Mitteln ist. Kein Volkstied, keine Sage kündet von jenen, die die Armut der Armen vermehrt und die Macht der Mächtigen gestärkt haben. Unterdrückte Völker und unterdrückte Massen, die Erniedrigten und die Beleidigten in der Geschichte haben ihre Helden, die alle Freiheitskämpfer sind. Das Volk befreit mit seinem einfachen Sinn sehr wohl, wer mit ihm fühlt und wer für seine Rechte zu kämpfen bereit ist. Man nennt zwar ehrentoll die Namen der großen Krieger und der großen Krieger; gelegentlich teilt ihnen nicht nur die offizielle Geschichtsschreibung, sondern auch der Volksmund das Prädikat des Helden zu. Aber wirkliche „Helden“ sind sie nicht. Volkshelden in diesem Sinne sind die Stifter der großen Erklärungen geworden. Volkshelden sind die Befreier von sozialem Joch. Seit den Tagen des Altertums klingt die Sage von den Männern, die die Tyrannen stürzten und die Sache der Armen und Ausgebeuteten zu der ihren machten. „An tyrannos“ schleuderte einer der größten deutschen Dichter seinen Blick, als er das Meisterwerk seiner Jugend schuf.

Der Sozialismus, der heute sogar für seine wahrhaftigen Gegner das Außergewöhnliche einer Deutscher ist, mit der nach einem guten Worte das Laster seine Verbeugung vor der Jugend macht, ist die Verkörperung des Freiheitsstrebens nicht nur der Arbeiter und Angestellten, heute schon auch der kleinen Bauern und all jener Menschen, in deren kleinbürgerliche Enge jetzt die antikapitalistische Sehnsucht eingekerkert ist. Deshalb wird auch der Freiheitswille des Sozialismus, wenn er wirklich edel und lebenskräftig zum Durchbruch kommt, der Wille, der Heldentum zeugt und über die Grenzen des Landes weit hinaus trägt. Mit welcher Spannung sind daher oft schon Prozesse verfolgt worden, in denen der Angeklagte, wie Dimitroff, sich zum Vorführer der Unterdrückten und Stummen erhoben und, weil jedes seiner Worte ein Schlag gegen die

„Helden“ sind sie nicht. Volkshelden in diesem Sinne sind die Stifter der großen Erklärungen geworden. Volkshelden sind die Befreier von sozialem Joch. Seit den Tagen des Altertums klingt die Sage von den Männern, die die Tyrannen stürzten und die Sache der Armen und Ausgebeuteten zu der ihren machten. „An tyrannos“ schleuderte einer der größten deutschen Dichter seinen Blick, als er das Meisterwerk seiner Jugend schuf.

Krepek gegen die grünen Nazifreunde:

„Jede Ersatzformation der Nationalsozialisten und Nationalpartei muß verhindert werden!“

Eine politische Rede bei der Konstituierung der Leitmeritzer Stadtvertretung

Leitmeritz, 3. Jänner. Das politische Ereignis von Leitmeritz war die heute durchgeführte Konstituierung der durch die Ernennungen ergänzten Stadtvertretung. Die städtischen Gebäude trugen reichen Flaggen Schmuck und der Sitzungssaal war lange vor Beginn mit Zuhörern überfüllt.

Die Sitzung wurde nach 10 Uhr vormittags durch den tschechischen Vizebürgermeister Dönel mit einer in deutscher und tschechischer Sprache gehaltenen Rede eröffnet, in der er den heutigen Tag als Beginn einer neuen Ära in der Leitmeritzer Stadtverwaltung bezeichnete. Bezirksbauwamw Dr. Svoboda teilte hierauf mit, daß für den bereits ernannten parteilosen Obergerichtsrat Lessing Dr. Rázer ernannt wurde. Obergerichtsrat Lessing hatte nämlich zum Protest dagegen, daß kein Christlichsozialer zum Vizebürgermeister bestellt wurde, gegen seine Ernennung zum bloßen Stadtverordneten Protest erhoben. Hierauf leisteten die vierzehn neu ernannten Stadtverordneten das Treugelübniß.

Dann übernahm der 70jährige Bürgermeister Krepek, der vor einigen Jahren der erklärte Führer des Bundes der Landwirte war, den Vorsitz und hielt eine politische Rede.

Krepek erklärte u. a., daß er in schwerer Zeit das Amt des Bürgermeisters übernehme, er ertrage damit einen Busch Rechnung und dies nur für höchstens ein Jahr. Das Parteigesetz bezeichnete er als eine Gewalttat, die aber von jenen herausbefreit wurde, die man jetzt bestraft hat. Krepek bezeichnete es als eine Pflicht jedes Staatsbürgers für die Demokratie, für die Mitarbeit im Staate und gegen jeden nationalen Chauvinismus einzutreten. Nationale Hege auf beiden Seiten soll unmöglich gemacht werden. Krepek verliest ein in diesem Sinne gehaltenes Memorandum, das er am 24. September 1933 in Topolitz dem Präsidenten Masaryk übergeben hatte. Er sprach ferner über die ungeheure Verdrückung der Gemeinden, über die Arbeitslosigkeit, über die Verarmungshypertrophie, über das Mißverhältnis zwischen Einnahmen und Ausgaben.

Bei der Besprechung der einzelnen Parteien, die im neuen Kollegium sitzen, betonte er den Ständecharakter des Bundes der Landwirte, doch warnte er vor einer zu starken Betonung des Ständegedankens, weil es schließlich dazu kommen müßte, daß ein Stand gegen den andern mobilisiert werde. Er zitierte den Ausspruch des Bürgermeisters Kostka aus Reichenberg: „Durchdenken!“ und erklärte, noch weiter gehen zu wollen und bis zu Ende zu handeln.

Nicht auf halbem Wege soll die Regierung stehen bleiben, sondern den Kampf gegen den Staatsfeind konsequent zu Ende führen. Er wandte sich besonders scharf gegen die Hakenkreuzler, die auch jetzt noch das Hakenkreuz unter dem Rock tragen, und auf den Messias warten. Jede Ersatzformation der Hakenkreuzler und Nationalpartei müsse verhindert werden. Jeder Staatsbürger müsse mit beiden Füßen auf dem Boden des Staates stehen und das „Schien über die Grenze“ müsse aufhören.

Die Stadtvertretung bat er um sachliche Mitarbeit, er selbst wolle vollständig unparteilich sein

Gnade seiner Richter war, den Mut eines Mannes bewies, vor dem selbst der Gegner saluttete, weil er spürte, daß hier ein Mensch hinaufwuchs in die Erhabenheit heldischen Schicksals!

Die Periode, in der zwischen Heldentum und Sozialismus die Verbindung verwischt schien, ist vorbei. Das Heldenzeitalter des Sozialismus, ganz anders in seinen Ausmaßen als es in Deutschland das sogenannte Sozialistengesetz war, steht erst an seinem Beginn. Aber die Besten der Jugend werden spüren, daß dieses Heldentum getragen ist nicht nur von der Einsicht in einen ökonomischen Zwang, sondern von der hinterziehenden Begeisterung für eine Heberwindung der Materie durch den Geist — denn nichts anderes ist sozialistische, planmäßige Wirtschaft — und für das alte Menschheitsziel der Freiheit aller. Einst war es die Freiheitssehnsucht der Bürger gegen die feudalen Herren, heute ist es die Freiheitssehnsucht der arbeitenden Massen in Stadt und Land, die nach Erfüllung ruft. Ihre stärkste Waffe ist die innere Wahrheit ihres Willens, denn die Wahrheit ist immer bei den Unterdrückten. Nur in der lichten Luft der Wahrheit wächst aber auch edles Heldentum.

Kein Zweifel: Ritterglanz und blendendes Weisheit fehlt diesem Heldentum. Ruhig, schweigsam und arm sind die Helden dieser Zeit. Aber kein Heldentum war noch so nahe seiner wirklichen Bestimmung, wie es dieses Heldentum des Sozialismus sein wird, denn noch kein Heldentum war so nahe der Freiheit.

und jedem so weit als möglich entgegenkommen. Mit Dankworten an die Behörden schloß er unvermittelt die Sitzung, wodurch den einzelnen Parteien die Abgabe von Erklärungen unmöglich gemacht wurde.

In der Rede Krepek's ist vor allem bemerkenswert, daß er sich mit weit größerer Entschiedenheit als andere deutschagrarische Politiker hinter die demokratischen Notwehrmaßnahmen stellt, welche gegen die Hakenkreuzler und Deutschnationalen ergriffen wurden. Die Herren Hodiua, Stöhr und Köhler, welche die deutschen Sozialdemokraten wegen ihrer entschiedenen antisozialistischen Haltung offen oder versteckt mit dem Vorwurf des „Denunziantentum“ bedachten, haben damit aus den eigenen Reihen eine Antwort erhalten, die schon einem Denzelisten gleichkommt! Auch die Warnung Krepek's vor einer Heberdetonierung des Ständegedankens sollte im deutschagrarischen Lager aufmerksames Gehör finden. Jedenfalls haben die in letzter Zeit sich häufenden Anwürfe der Landständler gegen die konsequente antihakenkreuzlerische Politik der deutschen Sozialdemokratie mit diesen Erklärungen Krepek's jeden Anschein des Ernstes verloren.

Jetzt ist an den Herrn Köhler, Stöhr und Konforten, offen zu sagen, ob sie in bezug auf die Behandlung der Hakenkreuzler auf dem Standpunkt ihres Ehrenvorsitzenden stehen, oder ob sie die Tarnungsversuche der Nazis moralisch unterstützen wollen!

Kommunisten als Schlichtmacher der Gelben

In der letzten Nummer des „Bankbeamten“ (Prag) finden wir eine interessante Betrachtung über die abgeführten Wahlen in der Betriebsausschüsse der Banken. Es wird da insbesondere auf das Wahlergebnis in der böhmischen Union an hingewiesen, wo die Kommunisten ihre stärkste Position haben. Dort hat der Verband der Bankbeamten bei den Wahlen 1933 dieselbe Anzahl von Mandaten (bei einem Stimmen-

Überfiedlungsanzeige

Ab 1. Jänner 1934 befinden sich unsere Kanzleien und die Druckerei in

Prag XII., Fochova 62/V.

An diese Adresse sind daher alle Zuschriften für folgende Blätter, Vereinigungen und Genossen zu richten:

Vereinigung sozialdemokratischer Presseverwaltung und Redaktion der Zeitungen:

- „Sozialdemokrat“
- „Volkstreu“
- „Zukunft“
- „Volkstimme“ Warnsdorf
- „Volkswille“ Brünn
- „Volkstimme“ Preßburg
- „Freigeist“
- „Tribüne“
- „Freie Gemeinde“
- „Gleichheit“
- „Kudud“
- „Unzufriedene“
- „Bunte Woche“
- „Rundfunk“

Freier Radiobund
Inzeratenbüro der Arbeiterpresse
Gemeindeberatungsstelle

- Chefredakteur Wilhelm Kießer
- Redakteur Dr. Emil Strauß
- „ Leopold Goldschmidt
- „ Franz Krummel
- „ Karl Kern
- „ Benko Kewirth
- „ Josef Hofbauer
- „ Franz Krejčí
- „ Abg. Wenzel Jaisch

Veria Blaha
Josef Hellmich
Telephone: Administration 53076
Redaktion 53077

Ab 1. Jänner 1934 befinden sich nachstehend: Kanzleien in

Prag XII., Slezská 13

(Telephon Nr. 53919)

An diese Adresse sind daher Zuschriften für folgende Stellen und Genossen zu richten:

Sekretariat der deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei

Partei Vorstand der deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei

Zentralstelle für das Bildungswesen

- Abg. Siegfried Laub
- Ernst Paul
- Dr. Emil Franzel

gewinn von 120 Stimmen) erhalten wie bei den Wahlen ein Jahr zuvor. Dagegen haben die Kommunisten ein Mandat und 139 Stimmen eingebüßt, während die Liste der Funktionäre und der Nichtorganisierten, die von der Direktion unterstützt wurde, 1 Mandat und 138 Stimmen gewonnen hat. Die Gelben haben also ebenfalls gewonnen als die Kommunisten verloren haben. Die Tätigkeit der Kommunisten hat dem Verband nicht eine Stimme gekostet, dagegen den Gelben ein Mandat und 138 Stimmen angetrieben. Die Gelben können sich also keinen anderen Helfershelfer wünschen als die Kommunisten und das Resultat der sogenannten Revolutionierung der Bankbeamten bei den Wahlen 1933 dieselbe Anzahl von Mandaten (bei einem Stimmen-

Roosevelts Botschaft an den Kongreß

Währungsabstimmung derzeit nicht möglich

Washington, 3. Jänner. (Reuter.) Präsident Roosevelt behandelte in der Botschaft, die er bei Eröffnung der Kongresssitzung vortrug, allgemein das Programm der wirtschaftlichen Rekonstruktion und die Ergebnisse, die auf diesem Gebiete im verflochtenen Halbjahr erzielt wurden. Das Goldprogramm betreffend, erklärte Roosevelt:

Sorgfältige Untersuchungen und ein ständiges Studium zeigen, daß in Angelegenheit der ausländischen Währungskurse einige unferer Brudervölker sich mit Rücksicht auf die inneren und andere Bedingungen im Nachteil befinden und nicht imstande sind, gegenwärtig in Verhandlungen über eine Stabilisierung einzutreten, die sich auf dauernde Weltinteressen stützt.

Das Ergebnis seines neuen Programmes sei,

daß einigen Millionen Menschen wieder Arbeit gegeben, daß die Industrie reorganisiert wurde, daß die Industrieunternehmer angemessene Gewinne und die Arbeiterschaft anständige Löhne und erträgliche Arbeitsbedingungen erhalten. In nicht zu ferner Zukunft würden die laufenden Einnahmen das Jahresbudget der Ausgaben vollkommen decken.

Auf dem Gebiete der Außenpolitik führte Roosevelt aus: Ich habe bereits deutlich gesagt, daß die Vereinigten Staaten an der politischen Regelung Europas nicht teilnehmen können, daß sie aber bereit sind, jeden Augenblick gemeinsam an den Maßnahmen zu arbeiten, die sich auf Weltgrundlage verwirklichen lassen und auf eine Verminderung der dem Handel gesetzten Schranken und auf eine Verringerung der Abhängigen abzielen.

Ein Spina-Demokrat

Die „Nordböhmische Landheimat“, ein Stoffblatt der „Deutschen Landpost“, veröffentlicht in ihrer letzten Nummer unter dem Titel „Zum neuen Jahr“ einen Leitartikel, der vom Hg. SELLER in Alt-Weiden verfaßt wurde.

Er steht auch darnach aus! Zuerst wird in dieser famosen Neujahresbetrachtung die Auflösung der zwei antidemokratischen Parteien geradezu bedauert. Den Sozialdemokraten wird vorgeworfen, daß sie sich um die Mandate der aufgewählten Parteien raufen und behaupten, die Landbündler hätten nur aus dem Grunde in diesen Kampf eingegriffen, um die soziale Struktur der Selbstverwaltungsförderung nicht wesentlich zu verändern. Die kapitalistische Struktur gewisser Gemeindevertretungen soll also um jeden Preis erhalten bleiben. Jetzt ist es verständlich, warum die Landbündler gar so sehr nach Gemeindefürsorge auch dort streben, wo sie kaum ein paar Wähler haben. Ob diesbezüglicher „Beistand“ wird selbst in hochindustriellen Bezirken um hunderte Prozent vermehrt! Und das alles, damit den Kapitalisten kein Leid geschehe!

In legend einem trauhaftigen Zustand polemisiert der Herr Abgeordnete Heller weiter gegen die Sozialisten in einer Art, daß jeder Wissende durch den Stoff schütteln muß. Er schreibt, man verspüre es im eigenen Staate, wohin — sozialistische Wirtschaft (!!) führe und fast jenseit ferner vom überwiegenden Einfluß der sozialistischen Parteien in der Regierung! Womit Hg. Heller wohl sagen will, daß die verfluchten Sozi an allem Elend schuld sind.

Die Sozialpolitik hat es ihm am meisten angetan:

„Wir sehen, daß durch die überspannten sozialistischen Experimente auf dem Gebiete der sozialen Fürsorge, mit ihrem Zug zur staatlichen Generalisation, unsere Wirtschaftsförderung blutleer gemacht wurden, um einigen wenigen die Macht zu geben, über diese, dem Wirtschaftsförderung entgegenen Geldmittel nach Belieben zu verfügen. Wir sehen, daß eine solche soziale Fürsorge den sozial Schwachen nur belastet, aber nicht hilft...“

So viel Worte, so viel Unrichtigkeiten und Widersprüche. Daß z. B. über die Mittel der sozialen Fürsorge nicht „nach Belieben“ verfügt werden kann, sondern nach Vorschriften, die der ganze Ministerialrat erläßt, müßte doch sogar der Abgeordnete Heller wissen.

Nach diesen eigenartigen Stimmungen des Genannten ist es kein Wunder mehr, wenn er eine „liberalistische Formal-Demokratie“ ablehnt und das Heil der Welt in den — Verfassung — erblickt.

Herr Gesundheitsminister Dr. Spina kann als Führer des „Subdeutschen Landhandels“ mit diesem „Demokraten“ sehr zufrieden sein.

Zur Frage des Akfordverdienstes und des Ausiegens der Werkstättenbediensteten der CSO.

Prag, 3. Jänner. Heute sprachen die sozialistischen Eisenbahnerorganisationen „Verband“, „Unie“ und „Jednota“ beim Präsidialchef des Eisenbahnministeriums in der Angelegenheit des Akfordverdienstes der Werkstättenbediensteten und wegen der weiteren Einstellung des Ausiegens aus der Arbeit der Hilfs- und Vertragsbediensteten der Werkstätten und Signalverhältnisse der C. S. D. vor.

Was die Einstellung des Aussetzens aus der Arbeit in diesem Jahre betrifft, erklärte Präsidialchef Ing. Kosek, daß mit Rücksicht auf die gegenwärtig vorhandene Arbeitslosigkeit die sofortige Herausgabe eines diesbezüglichen Erlasses angeordnet werden wird. Mit diesem Erlasse wird die sofortige Einstellung des Aussetzens aus der Arbeit der Hilfs- und Vertragsbediensteten in den Werkstätten und in den Signalverhältnissen der C. S. D. für das Jahr 1934 verfügt werden.

In der Sache des Akfordverdienstes der Werkstättenbediensteten vertritt der genannte Präsidialchef im Auftrage des Eisenbahnministers, sofort mit allen zuständigen Faktoren in Verbindung zu treten und ihnen die Wünsche und Forderungen der beteiligten Organisationen zu unterbreiten und diese Frage zum Gegenstand ernstlicher Verhandlungen zu machen.

Die Schuldigen von Lagny

Paris, 3. Jänner. Die mit der Untersuchung der Ursachen der Eisenbahnkatastrophe bei Lagny betrauten Untersuchungsrichter haben in den letzten Tagen das gesamte verantwortliche Personal des Pariser Ostbahnhofs sowie das Personal der Stationen, in deren Nähe sich das Unglück ereignete, zur Vernehmung vorgeladen und gestern abends die Untersuchung abgeschlossen. Nach den Informationen der Blätter scheint es, daß die Richter zu dem Schluß gelangt sind, daß das Unglück mehrere hohe Mitglieder der französischen Ostbahngesellschaft verantwortlich seien.

Raubmord in Südmähren

Ein 50jähriger Trafikant das Opfer

Brünn, 3. Jänner. In den heutigen frühen Morgenstunden verfuhr in Podibiv in Südmähren der 19jährige in Bayern geborene Arbeitslose August Gumpinger, ein Reichsdeutscher, der dort bei seiner Mutter weilte, einer Raubmord auf den ortsanfässigen 50jährigen Trafikanten Otto Selichar auszuführen. Um seine Absicht ausführen zu können, beobachtete er einige Tage die Gewohnheiten des Trafikanten. Heute früh um 5 Uhr bewaffnete er sich mit einem Messer und einer Gabel und erwartert hinter einem Baum in der Nähe der Trafikant die Ankunft Selichars. Als der Trafikant wie gewöhnlich Licht machte und dann an der Vorderfront die Fenster öffnete, schlüpfte Gumpinger

in das Innere der Trafik. überfiel Selichar mit dem Messer und brachte ihm oberhalb des Herzens einen Stich bei. Da der Trafikant ein starker Mann war, entspann sich zwischen den beiden ein Kampf, wobei der Trafikant Hilferrufe ausstieß. Gumpinger ließ dann aus Angst davon, Selichar wollte die Trafik verlassen, um die Gendarmen zu verständigen, brach aber auf dem Wege zusammen und verschied.

Der Mörder ging nach Hause und entfernte die Blutspuren an seinen Kleidern. Er wurde jedoch von der Gendarmen ausgeforscht und verhaftet. Der Mörder hat seine Tat eingestanden.

Tagesneuigkeiten Wetterkatastrophe

in Kalifornien: über hundert Tote

Los Angeles, 3. Jänner. Bisher sind 44 Personen, die bei dem großen Unwetter getötet worden sind, als Leichen geborgen worden. 58 Personen werden noch vermisst.

Ungewöhnliche Trockenheit in England

schafft Arbeit für Forscher.

London, 3. Jänner. (M.) Die ungewöhnlich kleinen Niederschlagsmengen in den letzten neun Monaten bewirkten in Großbritannien, daß die Quellen der Flüsse und Bäche austrockneten und die Flüsse unter den normalen Wasserpegeln zurückgingen, was wiederum in einigen Teilen Englands einen bedeutenden Wassermangel und an einigen Stellen, besonders in den höher gelegenen Orten und Dörfern einen ernststen Mangel an Wasser verursachte. Diese ungewöhnliche Trockenheit hat zur Folge, daß der Fluß Aze Deraat unter dem Normalstand sank, daß die geologischen und archäologischen Forscher glauben, daß es ihnen möglich sein wird, die bis jetzt unzugängliche unter Wasser liegende Höhle zu durchforschen. Die Höhle lag einige Meter unter dem Wasserpegel und wurde noch von keinem Menschen betreten. Die Geologen glauben, Hebereste eines vor 3000 Jahren dort lebenden Menschenstammes zu finden und rechnen damit, daß sie Geschirrscherben und Knochen finden werden, die eine Rekonstruktion der Lebensart des Ureinwohners des Inselreiches ermöglichen dürften.

Ein rabiater Gauner.

Die beschäftigungslosen Brüder Hunel ließen sich zusammen mit J. Adiles aus Jalsubi bei Ung. Gradisch in betrügerischer Absicht bei der Krankenassa in Ung. Gradisch versichern, wobei einer von ihnen den Arbeitgeber spielte. Als sie sich kurz darauf krank meldeten, kam dies dem Revisionsbeamten verdächtig vor; er besuchte die „Kranken“ und entlarvte den Betrug. Als die Betrüger von dem Bezirksgericht in Ung. Gradisch verurteilt wurden und der Funktionär der Staatsanwaltschaft gegen das geringe Strafmaß Berufung einlegte, kam die Angelegenheit neuerdings vor das Berufungsgericht, das auf Grund der Aussagen des Direktors der Krankenassa, J. A. J. J. J., die Strafe auf 14 Tage Gefängnis erhöhte. Dies setzte den Angeklagten Stanislaus Hunel so in Erregung, daß er sich während der Verlesung der Begründung des Urteils auf Direktor Janoušek stürzte, ihm einige Schläge auf den Kopf versetzte und an der Stirn Blutigkeitsblut. Ein Gerichtsangestellter stürzte sich auf den Gewalttäter und es gelang nach längerer Bemühung ihn aus dem Gerichtssaal zu stoßen. Der verlesene Direktor wurde ins Krankenhaus eingeliefert. Hunel wurde verhaftet und in die Gerichtsgefängnis eingeliefert. Dieser Tage hatte er sich vor dem Einzelrichter zu verantworten, der ihn zu fünf Wochen Kerker unbedingt verurteilte.

Sterilisierung von Verbrechern und Irrsinnigen in USA

Oklahoma, 3. Jänner. Die Leiter des Staatsgefängnisses und des Irrenhauses in Oklahoma sind angewiesen worden, entsprechend den Bestimmungen des Sterilisierungsgesetzes drei männliche Verbrecher und unheilbare Irren zur Sterilisierung anzumelden.

Ein van Dyck-Bild verbrannt

London, 3. Jänner. Bei einem Brande im Hause des Kunsthändlers John Gleeson in Ottawa wurde das Gemälde „Chor der Engel“ von van Dyck zerstört. Der Wert des Kunstwertes wird auf 150.000 Dollar geschätzt.

Das Wetter. Bei abnehmendem, jedoch noch immer übernormalem Luftdruck dauert in der Meeresküste das ruhige und in den Niederungen vorwiegend trübe oder nebelige Wetter an. In den mittleren Gebieten der Slowakei war es Dienstag um 5 bis 8 Grad Celsius, in den übrigen Gebieten des

Staates um 1 bis 3 Grad Celsius kälter als am Montag. Die höchsten Berggipfel ragen aus den Wolken heraus und haben vorwiegend heiteren Himmel. In Böhmen hat sich infolge andauernden Nebelstreiches vielfach Glatteis gebildet. Eine wesentliche Änderung des Wetters dürfte noch nicht eintreten.

Eisenbahnminister Rudolf Vechow hat sich zur Kur begeben und wird im Monate Jänner wieder Besuche empfangen, noch die Korrespondenzen erledigen.

Katastrophenserie in Frankreich. Zwischen St. Etienne und Rirminz stießen in der Nacht zwei Autobusse zusammen. Alle 15 Insassen wurden verletzt, einige von ihnen lebensgefährlich. Ein weiteres Autobusunglück, bei dem acht Personen zum Teil sehr schwer verletzt wurden, ereignete sich Dienstag abends in der Nähe von Tulun. Ein vollbesetzter Autobus geriet durch Glatteis ins Ausweichen und fuhr in voller Fahrt gegen eine Mauer.

Uegen sechs technische Beamte der französischen Ostbahn-Gesellschaft, unter ihnen auch gegen den Vorstand der technischen Abteilung und seinen Stellvertreter, wurde das Strafverfahren eingeleitet, da ihnen zur Last gelegt wird, daß sie die Eisenbahnkatastrophe bei Lagny verursacht haben.

Beim Schmuggeln erschossen. Am Neujahrstag bemerkte ein jugoslawischer Grenzsoldat in der Gemeinde Lanfeld bei Madersburg zwei Schmuggler, die auf den Ruf des Postens nicht stehen blieben. Der Grenzsoldat machte hierauf von seiner Schusswaffe Gebrauch und tötete einen der beiden Männer, u. zw. den Autobesitzer Marko Kuzjan, während der andere Schmuggler einen Schenkelschuß erhielt. Bei den Schmugglern wurde eine große Menge Sachverhalte in gefunden, das sie von Oesterreich nach Jugoslawien bringen wollten.

Vorgänger Diebstahl? Der Kaufmann Gottfried Medek aus Vidna, der auf der Polizei die Anzeige erstattet hatte, daß ihm am 30. v. M. im Einheitspreisgeschäft „Alo“ in Brünn 29.000 Kč gestohlen worden seien, wurde verhaftet und in Gerichtsgefängnis eingeliefert. Die Polizei hat in der Untersuchung dieser Angelegenheit nämlich festgestellt, daß Medek einige Häuser gebaut hat, die stark durch Sünden belastet waren. Es besteht der begründete Verdacht, daß Medek den Diebstahl vornahm, um die für den Bau dieser Häuser noch schuldenden Beträge nicht zahlen zu müssen.

Erfolgreicher Sechertreil in Lemberg. Der Dienstag ausgebrochene Sechertreil in den Lemberger Druckerien wurde bereits am Mittwoch dank der Vermittlungaktion des staatlichen Arbeitsinspektors beendet. Die Druckerbetreiber haben auf ihre Forderung nach einer 15prozentigen Herabsetzung der Lohnsätze verzichtet, worauf in allen Druckerien die normale Arbeit wieder aufgenommen wurde.

Verdorhener Speck — vier Tote. In einer Kellerwohnung in Lemberg wurde eine aus vier Personen bestehende Familie tot aufgefunden. Es wird angenommen, daß sie infolge des Genusses von verdorbenem Speck an Vergiftung gestorben ist.

Bei einem Steinbruch am Gardasee hat sich, wahrscheinlich infolge des Tauwetters, ein etwa 50 Tonnen schwerer Felsblock losgelöst und bei seinem Absturz zwei in dem Steinbruch beschäftigte Arbeiter getötet.

Der Bayonner Bankrott spielt nach Ungarn über. Der Credit Municipal hatte sich nämlich auch auf den Ankauf von Opianten scheinen ungarischer Aristokraten spezialisiert. Zur Estompiierung der Ansprüche ungarischer Opianten sollen von der Bank etwa 200 Millionen Franken nach Ungarn gekommen sein.

Fünf Elefanten verbrannt. Im Zoologischen Garten von Vincennes bei Paris, der von der Firma Hagened zu der Pariser Kolonialausstellung angelegt worden war, brach am Mitternacht Feuer aus. Der Brand konnte rasch gelöscht werden, jedoch gelang es nicht, einen Schuppen mit fünf Elefanten zu retten. Die Tiere verbrannten bei lebendigem Leibe.

Ein 115jähriger. In Blacerville (Kalifornien) starb Edmund Cooper, der von sich behauptete, 115 Jahre alt zu sein. Er war in Dublin geboren und während des Goldfiebers vor 80 Jahren nach Kalifornien gekommen.

Vollzählung in Oesterreich. Gestern fand im Bundesamt für Statistik in Wien eine vorbereitende Konferenz über den Plan einer Volkszählung in

Wichtig für Radiobesitzer!

Benützung des eigenen Apparates auch in fremder Wohnung zulässig

Prag, 3. Jänner. Unser Radiogesetz hat es auf die Schwarzhörner aller Art ganz besonders abgesehen. Bekanntlich ist nicht allein der Besitz eines nicht ordentlich angemeldeten Apparates strafbar, sondern auch die bloße Verwahrung aller Radiobestandteile durch Leute, die keine Lizenz besitzen. Durch diese strenge ist der strafrechtliche Begriff des „Schwarzhörens“ so weit geworden, daß sich „strafbare Tatbestände“ auch dort ergeben, wo der Lizenznehmer vergeblich einen solchen suchen würde, daß die Zuweisung solcher „Delikte“ an die überlasteten Kreisgerichte von rein administrativen Standpunkt eine ziemlich fragwürdige Maßnahme ist, darüber besteht kaum Meinungsverschiedenheit.

Vor dem Senat Tomán standen heute wieder zwei Leute unter Anklage des „Schwarzhörens“, oder, juristisch gesprochen, des Vergehens nach § 24 des Radiogesetzes. Der Fall ist von grundsätzlicher Interesse. Der arbeitlose Eisenbahner Franz Páňa war Freund und Wohnungsnachbar des Pensionisten Karl Cerub, dem er verschiedene Gefälligkeiten erwies, und insbesondere durch Veranstaltung der fünf Kinder Cerubs nützlich machte. Dieser, der Besitzer eines ordnungsgemäß angemeldeten Radiosapparates ist, veranlagte sich dadurch, daß er in die Wohnung seines arbeitslosen Freundes eine Drahtleitung mit Kopfhörern montiert und so auf seinem Apparat die Sendungen in die Wohnung seines Nachbarn vermitteln lassen wollte.

Da dieser keine Konzession besitzt, erblickte die Staatsanwaltschaft in diesem Vorgang einen Verstoß gegen das Radiogesetz, weil der Arbeitslose sich unrechtmäßig den Genuss des Hörens verschafft habe. Der Radiobesitzer wurde der Mitschuld an diesem erschrecklichen Delikt angeklagt. Die Angeklagten bestritten die Darstellung der Anklage und behaupten übereinstimmend, daß der berechtigte Radiobesitzer nur gelegentlich seinen Apparat in die Wohnung seines Freundes gebracht und dieser nur in seinem Weisem die Sendungen gehört habe. Diese Verantwortung war auch nicht zu widerlegen. Das Gericht sprach die Angeklagten frei und betonte in der Urteilsbegründung, daß es nach dem Gesetze vollkommen hinreicht, wenn der Besitzer des Apparates die Lizenz besitzt. Es sei im übrigen gleichgültig, ob er seinen Apparat in seiner eigenen Wohnung benütze, oder in einer fremden. Auch der letztere Fall begründe keineswegs eine strafbare Handlung.

Oesterreich in diesem Jahre statt. Die Zählung soll Ende März durchgeführt werden. Die Gesamtkosten werden sich auf etwa 750.000 Schilling belaufen.

Zugunfall. Die Staatsbahndirektion teilt mit: Am 2. Jänner um 17.25 Uhr entgleiten in der Haltestelle Schläga beim Verschieben des Zuges Nr. 5888 sechs Waggons. Die Strecke war bis 3 Uhr schief veranlagt. Der Personenverkehr wurde durch Umleiten aufrecht erhalten. Die Ursache des Unfalls wird untersucht.

Angesprochen. Neun Insassen des Strafgewächnisses in Coimbra (Portugal) sind aus dem Gefängnis ausgebrochen. Sie durchdrangen den Ausboden ihrer Zelle, ließen sich vier Meter heraus und öffneten die Schlösser von vier Türen gewaltsam. Nachdem sie dann noch eine Mauer durchbrochen hatten, gelangten sie ins Freie.

Das Jahr 1934 ist ein Gemeinjahr. Es beginnt und endet mit einem Montag, denn Neujahr und Silvester fallen in einem solchen Jahr immer auf denselben Wochentag. Dasselbe gilt von allen Tagen im Jänner und im Oktober, alsdann für den Feber, März und November, für April und Juli und schließlich für September und Dezember. So fallen der 18. Feber, 18. März und 18. November auf einen Sonntag. Für Übergangswoche sei bemerkt, daß wir Freitag, den 13. in folgenden Monaten haben: April und Juli. — Die Juden beginnen am 10. September 1934 ihr 5695. Jahr. Die griechische Kirche fängt am 14. September 1934 ihr 7443. Jahr an und die Mohammedaner beginnen am 10. April mit dem Monat Moharrem ihr 1353. Jahr. — Da wir 1934 am 1. April Oestern feiern, weist dieses Jahr 26 Sonntage nach Trinitatis auf. Die Länge der Fastenzeit beträgt 38 Tage; der Fasten beginnt mit Epiphania am 6. Jänner und dauert bis zum Aschermittwoch am 14. Feber. Pfingsten feiern wir am 20. Mai und Weibachten am Dienstag, den 25. Dezember. Fast- und Freitag fällt auf Mittwoch, den 21. November und der erste Adventssonntag auf den 2. Dezember.

Wie durch ein Wunder ist am Brüsseler Nordbahnhof eine Eisenbahnkatastrophe vermieden worden. Ein Streckenbegleiter stellte fest, daß ein bisher unbekannter Täter ein Metallstück in die Weiche gesteckt hatte, um so die automatische Weichenstellung unmöglich zu machen. Das Metallstück ist aber von einem einfallenden Zuge beiseite geschoben worden. Die Nachforschungen nach dem Täter waren bis zur Stunde erfolglos.

Vom Rundfunk

Empfehlenswertes aus den Programmen: Freitag.

Prag 10.10: Schallplatten, 10.30: Schulfunk für Anwerfungen, 17.05: Konzert des Ondirektors Quartets, 18.30: Deutsche Sendung: Prof. Dr. Pollat: Die Erforschung der höchsten atmosphärischen Schichten, 19.40: Wasnuffel, 20.35: Neue Schallplatten, 22.55: Gesangsconcert, 22: Tagesereignisse. — Brünn 17.05: Wochenaktualitäten, 21.20: Neue Frauenrechte, Lustspiel, — Rastana 12.30: Orchesterconcert. — Breßburg 20.55: Unterhaltungsmusik. — Wien 12: Mittagsconcert, 15.35: Jugendstunde, 16.25: Frauenstunde, 17.15: Konzertstunde, 19.05: Wiener Stimmungsbilder, 21.20: Weisch und Technik.

Japans Doppelgesicht

Kampf des amerikanischen Tempos mit der Ueberlieferung

Wie vor kaum sechzig Jahren wußte Japan noch nichts von Europa. Dann öffnete es der westlichen Zivilisation seine Tore. Amerikaner kamen, überfluteten das Land, und heute steht Nippons technische Kultur im Reichen des Amerikanismus. Doch nur die technische. Die Volksseele blieb von dieser Entwicklung fast unberührt. Ost und West, zwei Welten, zwei Zivilisationen, ringen im Lande der aufgehenden Sonne miteinander. Der Kampf des amerikanischen Tempos mit der jahrtausendalten Ueberlieferung, tobt mit unverminderter Festigkeit. Und wenn auch dieser Kampf gestützte Formen angenommen hat, die Gegenstände bestehen weiter. Allerdings, in den großen Städten ist nur wenig von ihnen zu verspüren. Auf dem flachen Lande aber und in den Städten lebt und arbeitet das Volk im Reichen dieses Kampfes.

Japan hat ein Doppelgesicht. Asiatisch, immer zeremoniell, zugleich kindlich naiv, und völlig der Ueberlieferung ergeben, das ist das eine Gesicht, sein ewig lächelndes, uraltes Antlitz. Das andere, das moderne, ist durchaus amerikanisch. Nur eben, das eine beherrscht tief innerlich die Menschen, während das andere trotz aller erturngenen Erfolge nur auf der Oberfläche haftet.

Nie wurde mir das klarer, als im Jahre 1923 nach dem großen Tokioer Erdbeben. Ich traf damals in Paris einen alten Bekannten, einen japanischen Studenten. Er war Techniker. Ein kühler rednender Kopf. Wir sprachen über das Erdbeben. Und so beläufig sagte mir mit lächelnder Miene der Student: „Nächste Woche reise ich heim. Meine Eltern sind bei dem Erdbeben tödlich verunglückt.“ Ich war tief erschüttert. Ich wußte ja, wie sehr er seine Eltern liebte. Und dabei das konventionell lächelnde Gesicht. Da fiel es mir ein: das Doppelgesicht. Der Japaner liebt es nicht, einem Fremden in seine Gefühle Einblick zu gewähren.

Ich schweig also, sprach kein Wort des Beileids und mein „Freund“ war einverstanden damit.

Das japanische Tempo findet in Japans Zeitungen seinen stärksten Ausdruck. Was in kurzen sechs Jahrzehnten auf diesem Gebiete geschehen wurde, grenzt an Wunder. Nach einer Statistik von 1923 erschienen damals nicht weniger als 1100 Tageszeitungen und 366 Wochenblätter. Zwei mächtige Zeitungsgiganten gibt es dort, und die Auflagezahl ihrer Blätter befreit sie von einem Vergleich mit den amerikanischen Auflageziffern. Die „Asahi“ und die „Yomiuri“ erscheinen tagtäglich in über zweieinhalb Millionen Exemplaren. Allerdings in der Klasse sehen sie noch nicht auf amerikanischer Höhe. Aber das wird sich auch noch ändern. Trotz allen Fortschritts ist aber im Nachrichtenwesen noch immer die Brief-taube anzutreffen.

Städtebilder

Japans Industrialisierung schreitet ununterbrochen fort. Die Stadt Osaka ist ja heute schon vollständig industrialisiert. Es gibt dort Arbeiter- viertel, wie in einer jeden großen amerikanischen oder europäischen Stadt mit allen Merkmalen, Nachteilen und Leiden der kapitalistischen Wirtschaft. Und dabei — es ist etwas Gewöhnliches, ganz Alltägliches. Das graue, einödnige Bild der Straße wird plötzlich von einem bunten Farben- fied unterbrochen. Eine japanische Frau, in alter Tracht gekleidet, kommt heran und bringt Leben, Bewegung und Frohsinn in das schmale, ver- rauchte Gäßchen. Die Technik siegte in Osaka und die jahrtausendalte Ueberlieferung betrug sich in das Herz der Menschen. Es gibt aber in Japan auch solche Städte, denen der westliche Geist noch nichts anhaben konnte. Diese Städte genießen zwar auch die Segnungen der modernen Technik, doch ihr Leben spielt sich im altbergebrachten Rah- men ab.

Ein japanisches Sprichwort lautet: „Sage über nichts, die ist herrlich, bis du Rico gesehen.“ Und tatsächlich, Rico ist eine wunderbare Stadt. Seine bunteschneitigen, mit allerlei Goldzierarten versehenen Kirchen inmitten eines waldigen Hügel- lands bieten einen bezaubernden Anblick. Das ganze wirkt wie eine farbige Vision, zusammen- gestellt aus lauter prachtvollen Mosaiksteinen. Es hat fast den Anschein als wäre es gekünstelt, theatralisch. Und dazu die sorgsamst abgegrenzten Reisfelder und die kleinen, zierlichen, mit einer ver- schiedbaren Wand versehenen Häuser. Plötzlich wird diese idyllische Ruhe gestört. Ein Eisenbahn- zug braust heran, der Lärm eines Automotors wird hörbar.

Da ist Kara. Misaka-Kulis befördern die Menschen in den berühmten Park der Stadt. Reicher stolzieren an den Ufern der Seen. Ein uralter Wälder bläst in sein Horn und plötzlich ist er von Hunderten von Rehen umgeben. Heilige Rehe, so zahn, daß sie aus der Menschenhand fressen. Ueberall in dem Park sieht man mit Moos bedeckte Steinsäulen, Stützpfeiler verschiedener Familien. An einem gewissen Tage im Jahre werden sie alle angezündet und halten die Erin- nerung an die Stifter wach. In dem Park gibt es auch einen mächtigen, großen Baum, genannt „Die Post der Liebenden“. Ein Pfleger sitzt auf diesen Baum auf. Er dient demselben Zwecke, wie bei uns die Einrichtung des „postlagernd“.

Vor der Schintotokue, in der die Gebeine japanischer Kaiser ruhen, tangen zu gewissen

Erstiert das „Ungeheuer“ von Loch Ness?

Die Sensation der Weltpresse

Seit Wochen beschäftigt sich die öffentliche Mei- nung Englands leidenschaftlich mit einem ge- heimnisvollen Tier, das angeblich in den Wässern von Loch Ness in Grosse gesehen wurde. Jeden Tag bringen die englischen Blätter ganze Spalten über dieses Fabelwesen und von Frankreich her nimmt nun auch der Kontinent immer lebhafteren Anteil an dieser seltsamen Geschichte. Der Pariser „Ma- tin“ hat bereits einen Sonderbericht „L'Ungeheuer“ (1) an Ort und Stelle, der die Leser zu Jahreschluss mit folgenden Einzelheiten unterhält: „In der Untersuchung über die Existenz jenes seltsamen Geschöpfes von Loch Ness begann in Ver- nech und setzte sich an den Ufern des Sees selber fort. Eine fünfzig Personen erklärten, daß sie Augenzeugen des allerding immer nur flüchtigen Aufstau- ens des „Ungeheures“ gewesen seien. Mit einigen von diesen Augenzeugen, und zwar mit angeblich durchaus glaubwürdigen, will sich nun der Pariser Journalist unterhalten haben. Unter anderem gibt er folgende Aussage eines Herrn Morrison wieder, des Vertreters einer großen Petroleumgesellschaft in Vernech und Veters des Chateauforts vom „Ver- nech Courrier“, der Ende September mit fünf Freun- den eine Luftfahrt entlang der Seeufer machte und dem dabei das „Ungeheuer“ also erschienen sein soll: „Es war, so berichtet Herr Morrison, unge- fähr sechs Uhr morgens; bei völliger Windstille lag der Spiegel des Sees ganz ruhig da. Plötzlich sah ich in einer Entfernung von etwa hundert- fünfzig Metern eine dunkle, ungefähr zehn Meter lange Masse aufstehen. Es handelte sich wohl um ein Tier, dessen Kopf und übriges im Verhältnis zum Hals und zum Rumpf als sehr klein erschien. Mindestens vier Minuten lang sah ich das Tier in den Wässern dahingleiten; es bewegte sich fort nicht hori- zontal wie etwa ein Kal, sondern vielmehr rufartig wie eine Raupe.“

Diese Beschreibung, so berichtet der französi- sche Journalist, ist die genaueste von allen und stammt übrigens von einem Mann in gehobener Stellung, dessen guten Glauben man kaum anzwei- feln kann. Dazu kommt, daß seine Darstellung von jedem seiner vier Gefährten bestätigt wird, unter denen sich zwei Leute mit Univeritätsbildung be- finden.

Als zweiter interessanter Zeuge wird ein Dr. Kenyan angegeben, der Arzt eines kleinen Ortes

am Südufer des Sees, der gleichfalls, ebenso wie der Dorflehrer, behauptet, mehrmals das seltsame Tier gesehen zu haben, der aber nicht instande ist, es zu beschreiben.

Diesen Zeugen, von denen man wahrhaftig nicht behaupten könnte, daß sie auf eine doch gar nicht vorteilhafte Weise in die Öffentlichkeit kommen wollen, steht die Masse der Bauern und Arbeiter gegenüber, die fest daran glauben, daß die Geschä- fer von Loch Ness ein Ungeheuer bergen, und die jedes Mal, wenn der Wind einen Streich in Be- wegung setzt, sich einbilden, daß sie ein Ueberbleib- sel aus prähistorischen Zeiten erblicken.

Wir hatten, so schreibt der Berichterstatter des „Matin“, vom ersten Tag an folgenden Eindruck: 1. außer den Ignoranten und den Abergläubischen glaubt kein Mensch, daß der See ein Fabeltier berge; 2. man glaubt im Gegenteil, daß ein Amphi- bion, das sich normalerweise bei den nördlichen britischen Inseln nicht vorfindet, seit mehreren Jahren in Loch Ness eingeschlossen ist.

Der Journalist beschreibt dann die gewaltige Ausdehnung des Loch Ness, das tatsächlich die Di- mensionen eines Binnenmeeres hat und länger ist als der Kanal von Calais. Das Wasser ist an einigen Stellen bis zu 230 Meter tief. Diese Masse lassen erkennen, wie schwierig die Aufgabe derer ist, die sich vorgenommen haben, dem großen Tier auf die Spur zu kommen. Aber jedenfalls würde die Natur- wissenschaft am Vorabend einer großen Entdeckung. Der Berichterstatter selber neigt der Ansicht zu, daß das Amphibion in Loch Ness zur Rasse der Sau- rier gehört. Aber eine Art Krokodil, wie wir es aus den Tropen kennen, wäre unfähig, sich in den nördlichen Gewässern zu akklimatisieren.

Auch die Iren wollen ihre Ungeheuer haben!

Von der Irischen Insel Larbert wird gemel- det, daß dort irdische Bewohner erklärten, sie hätten seit mehreren Wochen wiederholt ein riesiges Tier gesehen, das ihnen ein gigantischer Saurier zu sein schien. Beispielsweise sei eines Tages beobachtet worden, wie das geheimnisvolle Ungeheuer sich gegen irgend etwas zur Wehr setzte und die Luft mit einem enormen Schweiß peitschte, um dann in einer Wolke von Meeresschamm wieder zu verschwinden.

Tagesstunden drei weißgekleidete Mädchen religiöse Tänze. Alles wie einst. Aber dann: der Tanz ist beendet, und die Mädchen holen Anführerinnen hervor und verkaufen sie an das Publikum.

Altes Japan

Ganz japanisch mutet Kioto, die alte Kaiser- stadt, an. Die Frauen und Mädchen verschmähren europäische Kleidung. Sie trippeln auf den schma- len und lebhaften Gassen in hohen Holzsandalen umher. Ihre Füße stecken in wollenen Strümpfen. Die Kräuser, der Kimono, die Unterkleidung, der kurze Haoriokot, alles wie es in uralten Zeiten war. Diese ihre Kleidung ist strengen Regeln unterworfen. Ein jedes Alter, ja ein jeder Monat, hat seine eigenen Farben, seine eigene Form. Es gibt Erinnerungstage, an welchen man nur ein bestimmtes Kleid anziehen darf. Und dieses Kleid wird dann bis zum nächsten Erinnerungstage sorgsam aufbewahrt. Selbst die Unterbringung der Blumen in den Zimmern geschieht nach den ältesten Bräuchen und hat ihren tiefen Sinn.

In Kioto gibt es auch die vornehmste und älteste Geisshaus. Sie ist mit einem Theater verbunden, in dem jedes Jahr einmal der Kirich- blümlenzug aufgeführt wird. Auch die Innenein- richtung der Häuser entspricht den alten japani- schen Sitten. Kommt ein Gast so sitzt er an einem kleinen, niederen Tischchen. In winzigen Tischchen hineinragen und die zierliche Japanerin füllt in die kleinen Gläschen mit traditionellen Be- wegungen den warmen „Sake“ ein. Die Männer dieser Märchenstadt können sich aber von dem amerikanischen Tempo nicht gänzlich befreien. Auch in Kioto gibt es durchaus moderne Betriebe, nur zum Geldbedienen eingerichtet, in denen der Japaner acht und zehn Stunden nach amerikani- schen Grundsätzen schuftet, um seiner Gattin und Tochter das Leben nach altpapanischem Stil ermöglichen zu können. Und der westliche Einfluß wird noch nach einer anderen Richtung hin sichtbar. Kommt der Abend, bevölkern sich die Teehäuser, so kann man immer auf der Straße betrunkene, herumtorkelnde Japaner antreffen.

Neues Japan

Ganz anders Kobe, Tokio, Noko- hama. Diese Städte haben fast gar keine Tra- dition. Und eben darum. — Die Menschen, die in ihnen wohnen, nahmen am schnellsten das amerikanische Tempo an. Wie sich das auswirk- te, darüber hier eine kleine Geschichte. In der Tokioer Skianinstraße wird eine Buddhafigur aufbewahrt, die angeblich aus reinem Gold hergestellt sein soll. Die Figur ist mehrfach umhüllt. Jahrhundert- lang glaubte das Volk daran, daß sie tatsächlich aus Gold sei. Mächtig aber kamen den Gläubigen berechtigte Zweifel. Schließlich blieb den Behörden und den Priestern der Kirche nichts anderes übrig, als Mittel und Wege zu suchen, um den Zweifeln- den zu beweisen, daß ihre Annahme nicht richtig sei. Sie verfügten daher, daß an einem bestimm- ten Tage alle Hülsen von der Buddhafigur abge- nommen werden sollen. Und so geschah es auch. Als aber auch die letzte Hülle fallen sollte, forderte der Oberpriester die Menge auf, die Kirche zu ver- lassen. Und dann nach einer Weile verkündete er,

daß er gesehen habe, daß der Buddha aus Gold ist. Mit einem ungläubigen Kopfschütteln nahm dies das zweite, das amerikanische Gesicht, zur Kenntnis, während das erste Gesicht seinem Priester jubelte und ihm alles aufs Wort glaubte.

Leo Paris.

Volkswirtschaft und Sozialpolitik

Neue Daten über die Gewerkschaften

Das Statistische Staatsamt hat eben in diesen Tagen ein umfangreiches Werk seiner „Mitteilun- gen“ (Jahrgang XIV, Nr. 181—185) herausgege- ben, das die Ergebnisse der statistischen Erhebung über die Arbeitnehmergewerkschaften für das Jahr 1932 umfasst. Alle Gewerkschaften sind hier mit ihrer Benennung, der Zahl ihrer Mitglieder, ihrer Adresse, bzw. mit dem Namen ihrer Zeitschrift und mit der Angabe ihrer Erscheinungshäufigkeit ange- führt, in besonderen Tabellen sind die Gewerkschafts- zentralen zahlenmäßig charakterisiert und die Ent- wicklung ihrer Mitgliederzahl seit dem Jahre 1921 erfasst. Der zahlenmäßige Mitgliederstand ist einer- seits nach der Rationalität, andererseits nach der Berufsstellung gegliedert. Eine besondere Tabelle ist den freien Vereinigungen und der Konföderace d'ensembleen (Pracovník v ČSA) gewidmet, zu einer Uebersichtstabelle sind auch die Daten über die von den Gewerkschaften herausgegebenen Zeitschriften zu- sammengefasst. — Den zahlenmäßigen Angaben entnehmen wir einige interessante Daten Ende 1932 gab es bei uns im ganzen 664 Arbeitnehmergewerks- schaften (davon waren 401 Organisationen in 16 Gewerkschaftszentralen zusammengefasst, 263 Orga- nisationen, standen außerhalb Gewerkschaftszentra- len, die 1978.527 Mitglieder hatten. Gegenüber dem Jahre 1931 kam eine Zentrale (Stechhofstift) hinzu. Was die berufliche Verteilung betrifft, entfal- len von der Gesamtzahl der Organisationen auf Böhmen 498 Gewerkschaften mit 1.286.245 Mitglie- dern, auf Mähren-Schlesien 129 mit 525.775 Mit- gliedern, auf die Slowakei 36 mit 194.588 Mit- gliedern, auf Karpatenrußland 6 mit 21.919 Mit- gliedern. Von allen Mitgliedern waren 68,72% (i. J. 1931 69,50%) tschechoslowakischer Nationalität, 28,63% (28,81) deutscher, 1,88 (1,28) magya- rischer, 0,63% (0,55) russischer, 0,57 (0,38) polni- scher, 0,17 (0,08) sonstiger Nationalität. Nach der Be- rufsstellung der organisierten Arbeitnehmer unter- scheiden wir Arbeiter- und Beamten- (Angestellten-) organisationen. Durchschnittlich entfielen Ende 1927 auf eine Arbeitergewerkschaft 642 Mitglieder, in folgendem Jahrgang 1928—1932 betrug die Durch- schnittszahl fortlaufend 6103, 5507, 6082, 5724 und im Jahre 1932 6170 Mitglieder. Im vorigen Jahre hat also die Durchschnittszahl der Mitglieder der Arbeiterorganisationen ihren Höchststand erreicht. Auf eine Beamtengewerkschaft entfielen in diesen Jahren fortlaufend 1782, 1729, 1740, 1785, 1791, 1784 Mitglieder, so daß der zahlenmäßige Mitgliederstand schon im Jahre 1931 seinen Höhe- punkt erreicht hat. Alle Gewerkschaften gaben im Jahre 1932 im ganzen 383 Fachblätter heraus, die letzten Nummern dieses Jahrganges erschienen in einer Gesamtauflage von 1.952.322 Exemplaren. Die Öffentlichkeit wird gewiß diese Publikation mit Interesse aufnehmen. Der Preis der Veröffentlichung von 36 Seiten Umfang beträgt 5 Kč. In Kommission bei der Firma Dursk und Kofout in Prag II, Václavské nám.

GEDENKET

bei allen Anlässen

der Arbeiterfürsorge!

Nachher ...

Beim großen internationalen Weigehen in der Silvesternacht hoffen:

Ruffolini: einen Papagei, Marke Braunbend.

W. Shaw: ein Chamäleon, Marke Farbenwechsel.

Dollfus: eine Mücke, Marke Elefant.

Rüstungsindustrieller X: einen Viehtrah, Marke Teufelsbluder.

Alibater Botan: einen Wulfdogg.

Boz, Marke: garantiert rassigrein.

Adolf Hitler: einen Wolf, Tarnmarke: Schafspelz.

Reichspräsident Hindenburg: ein Murmeltier, Marke Dauer Schlaf.

Präsident Hoover: einen Strauß, Marke: Kopf in den Sand.

Führer Kommissär Mac Donald: eine Schnecke, Marke: Unser Tempo.

Hermann Göring: einen Elefan- ten, Marke: Der Porzellanladen.

Der Friedensengel: einen Hund, Marke: nicht mehr hinter dem Ofen hervorzu- loden.

Zwitscher.

Die Post in Jerusalem

Von Erich Gottgekreu.

Man könnte Historisches erzählen: etwa, daß die Post in Jerusalem früher ein Hotel war, das 1917, während der Zeit der englischen Besatzung, seiner heutigen Bestimmung zugeführt wurde — oder Politisches: etwa, daß Minister Heaven, der Postdirektor, nicht mehr zur Ruhe kommt, weil sie ihm Diller nicht läßt, denn durch ihn wird Palästina von deutschen Juden, ungefähr dem schreiblustigsten Volk der Welt, über- schwemmt —

oder Technisches: etwa daß die Beamten eng- lisch, arabisch und hebräisch sprechen, viele auch deutsch und französisch; oder daß an manchen Tagen weit über 20.000 Briefe ankommen und gehen, per Bahn, per Schiff und per Flugzeug.

Was kommt heute? Wer schreibt heute? Ich bin so ungeduldig, ich bin immer unge- duldig, wenn ich auf die Post komme —

Sehen Sie, jetzt sucht der Beamte nach, ob nicht postlagernde Briefe für mich da sind, ich muß daran denken, daß ich als Kind immer spielte: „Wir fahren nach Jerusalem —“, und es ist so merkwürdig, daß der Staat aus dem Kinderland nun plötzlich Wirklichkeit wurde —

Der Beamte sucht und sucht — und es ist wieder nichts angekommen.

Es ist schrecklich. Manchmal möchte ich einen Briefträger überfallen, bloß um neue Nachrichten aus Deutschland zu erhalten.

Oder nachts ins Postamt einbrechen, um Briefe zu stehlen. Oder mich bei Steinhilf einschließen lassen, der hat in seinem Zeitungsgeschäft vom „Völkis- chen Beobachter“ bis zum „Neuen Vorwärts“ alles.

Ich weiß, wir sind ja nur Lumpige, ehrolose, jüdische Emigranten, die nichts anderes in der Welt zu tun haben, als Deutschland zu ver- leumben und sein Gesicht zur Frage zu verzerren, denn wir haben uns ja in Deutschland nur ge- mästet, ohne ihm jemals dienen und helfen zu wollen, ich weiß, ich weiß —

aber ein bißchen neugierig sind wir doch. Ob auf dem Broden schon Schnee liegt? Ob die Kirichen heuer süß gewesen sind? Ob jetzt die Wälder im Winterwind wan- len?

Ob es Erila gut geht? Ob — ob —

Jetzt sagt der Beamte, ich solle doch nicht mehr im Wege herumstehen, es sei wirklich keine Post für mich gekommen, er habe ganz gründlich nachgesehen, träumen könne ich auch auf der Straße ...

Träume ich denn? Ich gehe ja schon. Die Straße führt zum Jaffa-Tor, der Lärm der Altstadt schlägt über die Stadtmauer, die Straße fällt, ins Sidrom-Tal, steigt auf Höhen wieder; da liegt nun zwischen Tempel, Turm und Tor, Berg und Burg Jerusalem, so schön, so bunt, so breit. Krone der Welt, Teppich des Him- mels —

und alles im Kreis ist Palästina, mit großer Gedichte, mit spannender Gegenwart, mit Blüte und Meer, Wärme und Fülle der Frucht — aber, Mutter, als wir vor einem Jahr durch den Schwarzwald liefen, von Bforzheim bis Va- sel, durch leuchtendes Land, im Gewitter und Nebel — war nicht auch dieses herrlich?

Wußten wir, daß wir Fremde waren und Feinde des Volkes? Wußten wir es denn? Morgen wird Post von dir da sein.

Bürokraten, Intriganten und ihre Opfer

Ein Kapitel finanzieller Krankenhaus-Misere

Wenn es auf diesem so vernunftlos dirigierten Planeten nach Vernunft und Billigkeit gehen würde, so müßte den Armen, den Besitzlosen im Falle der Erkrankung eine weit pflichterfülltere und sorgfälligere Behandlung ihres Körpers garantiert sein, als denen, die durch ein Leben in Sorglosigkeit genügend Spielraum hatten, sich gegen Krankheiten nach Möglichkeit zu immunisieren. Ihre konstitutionelle Widerstandsfähigkeit auf einen möglichst hohen Nenner zu bringen.

Ein sinnvoll und ausreichend ernährter Körper ist ungleich geeigneter, kritische Stadien zu überleben als ein ausgemergelter und von Entbehrungen zermürbter.

Der hier arbeitende und schlecht bezahlte Privatier, der unterernährte Erwerbslose, den eine erste Krankheit ergreift, ist gezwungen, den Kampf gegen das mörderische Hebel unter besonders ungünstigen Bedingungen aufzunehmen. Der verantwortungsbewusste Arzt, der nicht nur routinierte Kasuistik, sondern mitfühlender Mensch ist, wird mit doppelter Sorge um das Leben eines solchen, stets gefährdeten Patienten ringen müssen.

Deshalb betonen wir immer wieder: für das Krankenhaus der Massen, für die Heilstätte des Volkes muß Geld zur Verfügung stehen, mag auch an anderen Stellen mit mehr oder weniger Recht noch so nachdrücklich gespart werden.

Wie zeigen heute an verschiedenen Beispielen, wie schwer die Krankenhäuser unter bürokratischen Hemmungen behördlicher Anstrengung zu leiden haben, die am Grünen Tisch ihrer Verwaltungsweise sitzend, nicht ahnen, welche fürchterliche Verheerung durch finanzielle Saumseligkeit angerichtet werden kann.

Die hilflosen Kranken, die in ständigen Kellern oder auf Korridoren „notbehandelt“ werden müssen, sind die Opfer dieser falschen engstirnigen Sparpolitik, die eigentlich krafftigste Verschwendungspolitik ist! Denn hier wird wertvollstes Volksgut verschwendet, das Vermögen der Volksgesundheit!

Im Tepfiker Krankenhaus fehlt es am Notwendigsten, Dringend erforderliche Subventionierung durch Land und Staat. Das Gesundheitsministerium hat zwar eine Subvention sehr bestimmt in Aussicht gestellt, aber bis jetzt noch keinen Heller gegeben.

Das Bezirkskrankenhaus in Böhmisch-Kamnik leidet schwer unter den langsamen Verrechnungen der Prager Landesbehörde. Die Forderung der Anstalt gegenüber dem böhmischen Landesfonds betrug am 30. 9. 1933 z. B. 192.500 Kronen. Würde die Verpflegungsrechnung regelmäßig bezahlt, so hätte die Anstalt stets die Mittel zur Verfügung. So aber treten häufig die unerträglichsten Zahlungsschwierigkeiten ein. Die Unmöglichkeit, die Forderungen der Lieferanten zu befriedigen, kann jederzeit die geordnete Verköstigung der Patienten in Frage stellen. Was das bedeutet, braucht im detail nicht ausgemalt zu werden.

Das Freiwalder Krankenhaus ist völlig gebankrott, weil es keine Zuschüsse vom Land mehr seit nach 10 bis 12 Monaten erhält!

Die Schwierigkeiten des städtischen Krankenhauses in Weipert sind ebenfalls sehr groß. Das Spital bedeutet für die Stadt eine ganz außerordentliche finanzielle Belastung. So hat sie im Jahre 1932 aus eigenem als glatten Betriebsergebnis 86.004,51 Kč zahlen müssen. Die Gemeinde erhält eine geradezu lächerlich unzureichende Subvention in Höhe von, sage und schreibe, 5000 Kč. Diese Bettelsumme bedeutet natürlich einen Tropfen auf den heißen Stein der finanziellen Misere.

Dem Jüttwitzer Krankenhaus ist das Gesundheitsministerium seit Jänner 1932 Verpflegungslos in der Höhe von 9776,30 Kč; der mährische Landesfonds seit 1. Juni 1933 326.661,45 Kč und der böhmische Landesfonds seit 1. Oktober 1933 58.152,70 Kč schuldig. Der böhmische Landesfonds bereitet bei der Uebernahme von Verpflegungslos alle nur erdenklichen Schwierigkeiten, verlangt die Prager Landesbehörde unter Außerachtlassung des Erlasses des Gesundheitsministeriums vom 28. April 1928, von der Anstalt, daß Krankenverbücherte oder deren Angehörige zur Bezahlung der vierwöchigen Verpflegungszeit, die die Krankenkasse bezahlt, herangezogen werden, eine Maßnahme, zu der die Anstalt nicht verpflichtet ist.

Auch das Karlsbader Krankenhaus klagt über mangelnde finanzielle Unterstützung. Zusammen hat es aus der letzten Arbeitsanleihe den Betrag von eine Million Kč erhalten, während ihm zwei Millionen Kč zugesichert waren.

Die Folge ist, daß der neue, von Unzähligen geradezu herbeigesehnte Krankenhausbau, der

den Belagraum von 240 auf 500 Betten erweitern sollte, ins Stocken geraten ist. Die Gebäude, bereits im Rohbau fertiggestellt, sind nun den Gefahren schädlicher atmosphärischer Einflüsse ausgesetzt.

Ein besonders gelagerter Fall:

Das Krankenhaus in Teischn, das bisher der Verwaltung des Bezirkes unterstand, ist von der bürgerlich-reaktionären Mehrheit wieder in städtische Regie übernommen worden. Diese aus personalpolitischen Gründen inszenierte Aktion gegen die sozialdemokratische Bezirksmehrheit hat sich bitter eracht. Die Stadt ist katastrophal verschuldet. Da die zuständigen städtischen Stellen die in die Hunderttausende gehenden Bezirks-subsidienten der Jahre 1931 und 1932 nicht zweckentsprechend verwendet haben, sah sich der Bezirk gezwungen, seine Zahlungen an die Stadt einzustellen.

Durch reaktionäre Verböhrtheit ist Teischn in eine geradezu ausweglose Krise geraten.

So steht es mit den judetendeutschen Krankenhäusern. Finanzielle Not überall, meist unverschuldet, manchmal aber auch durch eigene Schuld. Bürokratische Paragraphenstücken zu tolerieren, wenn es um das Wohl unserer Arbeiter, unserer verarmten Kleinbürger geht, wäre unverzeihlich. Hier kann man nicht nachdrücklich genug auf die Verpflichtungen hinweisen, die Staat und Land den Krankenhäusern gegenüber haben!

Aber ebenso leidenschaftlich müssen wir gegen unfähige bürgerliche Gläubigpolitik anlämpfen, die auf dem breiten, geduldigen Rücken des Volkes ihre heimlichen Intrigen spinnen will.

Um das Wohl der Massen geht es — und nur um dieses! Corpus.

Platz war, gestattete man die Unterbringung auf dem Dach des Wagens. Wenn das Gepäck sich unter dem Sitzplatz befindet, kann der Reisende es selbst beaufsichtigen. Es ist daher nicht anzunehmen, daß die Bediensteten das Gepäck in Gewahrsam genommen haben. Da die Unterbringung auf dem Wagendach mit Einwilligung des Eigentümers unter den gleichen rechtlichen Voraussetzungen erfolgte, kann nicht gefordert werden, daß eine Willensfundgebung zur Betreuung der Sache von seiten der Bediensteten vorlag. Es handelte sich demnach auch um keinen Aufbewahrungsvertrag, weshalb die Gesellschaft nicht für den Schaden haftet.

Kunst und Wissen

Sonntag 8 Uhr: Erstaufführung: *Tovarisch* von Jacques Deval. In den Hauptrollen: Berndt, Keller, Meier, Frey, Göt, Hölzlin, Regie Göt (G-1).

Spielplan des Neuen Deutschen Theaters. Donnerstag 7 Uhr: „Pünktchen und Anton“ (G 1). — Freitag, 7 1/2 Uhr: „Fidelio“ (G 2). — Samstag, 4 1/2 Uhr: „Pünktchen und Anton“ (G 1). 8 Uhr: Erstaufführung: „Tovarisch“ (G 1).

Spielplan der Kleinen Bühne: Donnerstag, 8 Uhr: „Die Regimentskochin“ (Kulturverband, und freier Verkauf). — Freitag 8 Uhr: „Die schönste Ehe.“ — Samstag, 8 Uhr: „Theomacht alles.“

Zitate sehen dich an . . .

Paul Veyer, ein deutscher, gleichgeschalteter Dichter, hat ein Stück geschrieben, eine Komödie. Sie heißt „Jan Welim“ und behandelt das Leben eines völlig unbedeutenden nieder-rheinischen Kurfürsten Johann Wilhelm so um 1700. Die Ortsgruppe Stettin des Kampfbundes für deutsche Kultur hat das Werk aufgeführt.

„Es wurde“ (sämtliche nachfolgenden Zitate sind dem November-Heft der „Müll“ entnommen) „bei seiner Kraufführung mit spannungsvoller Laune, stürmischer Heiterkeit und jubelndem Beifall aufgenommen.“

Also so ganz ist denen da drüben das Lachen noch nicht vergangen. Da muß das Stück schon seine Meriten haben, denkt man sich und ist auf den Inhalt der Komödie gespannt, um den Grund der stürmischen Heiterkeit zu erfahren. Hier ist er: „Jan Welim war ein Mensch von besonderer Prägnanz.“

(Dafür hat er es auch bis zum Kurfürst gebracht!)

„Er nahm eine reiche und schöne Medici zur Frau —“

(Manu, das ist ja Materialismus!)

„— wehrte sich gegen übermütige französische Angriffe —“

(„Jubelnder Beifall!“)

„— brachte Papiergeld zur Einführung —“

(Deshalb nannte man ihn also einen Menschen von besonderer „Prägnanz“!)

„— legte einen zoologischen Garten an —“

(Seine Lieblingsdiener waren braune S(alon)-A(ffen)!)

„— arrangierte gern große Feste —“

(Mit Hilfe seines Hof- und Propagandajuden Joseph, genannt „der Krumme“!)

„— im Interesse des Volkes —“

(Und auf Kosten des Volkes!)

„— und ließ dabei mit Vorliebe blendende Feuerwerke steigen —“

(Alles schon einmal dagewesen! — hat bereits der Richter von Afrika gesagt!)

„Trotz seiner lebhaften Bemühungen um die Günst des Volkes —“

(Mit Arbeitsbeschaffungsprogrammen und Arbeits-lagergründungen!)

„— konnte er eine gegen ihn gesponnene Intrige nicht vermeiden —“

(So was soll verkommen!)

„Der große Herrscher sollte gestürzt werden. —“

„Er führte jedoch seine Feinde auf eigenartige Weise ab —“

(Achtung! Die Pointe!)

„— nämlich mit Hilfe eines mächtig wirkenden Abführmittels!“

(Stürmische Heiterkeit!)

Und damit ist dieser geniale Kurfürst auch der Schöpfer eines zur Zeit sehr beliebten Konzentrationmittels gegen Wiesmacher und Intriganten geworden, des — — Niginusöl!

Fritz Walter Riefen.

PRAGER ZEITUNG

Die Irrsinnige im Fenster.

Prag, 3. Jänner. Passanten in der Domaj-Nick ul. in Hlbov bemerkten heute um 11 Uhr vormittags eine Frau, die nur mit einem Nachthemd bekleidet, im Fenster einer Wohnung im dritten Stock stand und augenscheinlich auf die Straße springen wollte. Die alarmierte Sicherheitswache versuchte vergeblich, die Wohnungstür zu sprengen und mußte die Feuerwehre herbeirufen, die unter dem Fenster ein Sprungnetz ausbreitete, um die Irrsinnige aufzufangen. Inzwischen hatten vier Feuerwehreinheiten vom vierten Stockwerk aus den Oberoffizial M a d e c h o v s k ý an einem Seil zu dem Fenster hinab, auf dem die Frau stand. Madachowski gelang es, die Irrsinnige in die Wohnung zurückzudrängen und die Wohnungstür zu öffnen, worauf die Kranke auf das Polizeikommissariat und von dort auf die psychiatrische Station gebracht werden konnte. Der Vorfall hatte eine große Menschenansammlung zur Folge.

D.-G.-M. Josef Hloudek gestorben. Am Neujahrstag ist einer der bekanntesten Musiker der Prager Straßenszene, D.-G.-M. Dr. Josef Hloudek an einem Krebsleiden gestorben. Er ist im Laufe eines Vierteljahres der dritte Todesfall in

der alten Richtergeneration des Kreisgerichtes. D.-G.-M. Hloudek, der im übrigen nicht ganz mit Unrecht als „schärer“ Richter galt, zählte fachlich zu den fähigsten Strafrichtern. Er hat eine Reihe großer Prozesse geleitet, insbesondere den ersten E t k i b r u h p r o z e s s, den großen Nordprozeß gegen die bestialische Gattinmörderin Anna V a l e t u. a.

Die Haftung für das Gepäck der Autobusreisenden. Beim Bezirkshandelsgericht in Prag wurde folgende Angelegenheit verhandelt: Ein Reisender verlangte von einer Autobusverkehrs-gesellschaft Schadenersatz, weil während der Fahrt sein auf dem Dach des Autobusses untergebrachtes Gepäck verloren gegangen war. Es ergab sich die Frage, ob hier ein Frachtvertrag (Paragraph 395 des Handelsgesetzes) oder ein Aufbewahrungsvertrag (Paragraph 957 des bürgerlichen Gesetzbuches) vorliege. Ein Frachtvertrag kam nicht in Frage, da die Gesellschaft für die Beförderung des Gepäcks kein Entgelt erhalten hatte. Beim Aufbewahrungsvertrag hat der Aufbewahrer die Pflicht, eine Sache in seine Obhut zu nehmen, anzuerkennen, (Entscheidung R. Z. Nr. 10.735 Slg.). Eine derartige Willensfundgebung von seiten eines Bediensteten war jedoch nicht erfolgt. Der Kläger wollte für das Gepäck nichts zahlen und es wurde ihm gestattet, das Gepäck unterhalb des Sitzes unterzubringen. Da dort kein

Halb 8 Uhr abends — Wenzelsplatz

Von Kurt Haas

Sind Sie schon einmal am Abend mit offenen Händen und Augen über den Wenzelsplatz geschlendert? Und haben Sie dann gezählt, wie viele Augenpaare sich in Ihrem Weiß befanden? Kein! Gewiß haben Sie alles achtlos fortgeworfen, sicher haben Sie die Gesichter übersehen, die sich an Sie herangedrängt hatten, haben die kleinen Wälder, Anschnitte einer Großstadt, gar nicht beachtet.

Wie werde ich reich?

Sie haben viel versäumt, Sie wissen nicht, wo Sie billig zu Abend essen können, wo die besten Pächte gemacht werden, welsche Lotterie Sie spielen sollen und in welchem Bergnützlichkeitslokal Sie den Rest des Abends angenehm verbringen können. Und schließlich haben Sie auch nicht erfahren, auf welche Weise sich Reichtum erwerben läßt. Da bietet zum Beispiel ein älterer kleiner Mann eine kleine Broschüre an: „Wie werde ich reich?“ Sie sind vorbeigelaufen, ich blieb stehen. Was interessiert denn nicht, wie er reich werden kann? Als ich mich bei dem Verkäufer nach dem Verfasser der Broschüre erkundigte, erfuhr ich, daß er selbst es sei. Merkwürdig! Der Mann, der weiß, wie man reich wird, stellt sich an die Straßenecke und verkauft Broschüren? Na machte deshalb auch den Verkäufer auf diese eigenartige Tatsache aufmerksam. „Wenn Sie wissen, wie man reich wird, warum stellen Sie sich dann . . .“ — „Ja,“ schüttelte er mir das Wort ab, „das ist einer meiner Wege, um reich zu werden!“

Der Kavalier.

Menschen drängen sich. Frauen und junge Mädchen, von Geschäften kommend, Männer, abgearbeitet und müde, Vertreter, die den ganzen Tag einem Auftrag und ihrer Provision nachrannten, Mütter, von Einläufen nach Hause eilend, und Kavalier, die legenden hübschen Abenteuer

suchen. Ein älterer Mann, dem der Hunger aus den Augen sah, drängt sich ängstlich durch die Menge, bleibt vor einem Abfallkorb stehen, schaut noch einmal nach links und rechts, ob man ihn nicht beobachtet und läßt dann seine Hände suchend in dem Koch verschwinden. Plötzlich zieht er ein kleines Päckchen heraus, langsam entfaltet er das weiße Papier und vor ihm liegt ein Stück — Käsebrinle. Wirklich und wahrhaftig schöne frische Käsebrinle, die irgend jemand, ohne zu ahnen, für was es gut sein könnte, in den Abfallkorb geworfen hatte. Ein Sammelstein glitt über das verhärmte Gesicht und vorsichtig ließ der Mann den kostbaren Fund in seine zerfranste Tasche gleiten.

Noch jemand außer mir hatte diesen Vorgang beobachtet. Es war ein junges Mädchen mit bleichem Gesicht und entzündeten Augen, dem man anah, daß es Gott weiß wie lange nichts gegessen hatte. Schnelldringend lauten seine Augen nach der Tasche, in der das Päckchen Käsebrinle eben verschwinden war. Plötzlich schien es einen Entschluß gefaßt zu haben. Es eilte dem glücklichen Finder, der weitergegangen war, nach und sprach ihn an. Was sie ihm sagte, konnte ich nicht hören. Aber auf einmal sah ich, wie der Mann in seine Tasche langte, noch einen kurzen Blick auf seinen Fund warf und ihn dann dem Mädchen reichte, das verschämt davonlief.

Die „Sappho“ vom Wenzelsplatz.

Sie war keine mondäne Erscheinung, auch keine gültige Matrone. Aermlich und altmodisch mit tiefen Augen im verfallenen, blassen Aljungsgergesicht sprach sie mich an. Erst auf Ueberraschung und dann als sie bemerkte, daß ich sie nicht verstand, auf deutsch: „Der Herr haben gute Augen, der Herr leiden mit der Welt! Hören Sie . . .!“ Und schon hatte sie mich am Kermel aus dem dichten Gedränge gezogen. Ich war so überrascht, daß ich ihr betrocknen folgte.

Sie hatte eine Zigarettenliste und ein in Zeitungen eingeschlagenes Bündel unter dem Arm. „Run hören Sie aber gut zu, Sie werden jetzt der

Welt größte Dichterin hören . . .!“ Erstaunt sah ich mir die Frau genauer an. Hatte ich es hier vielleicht mit einer armen Irren zu tun? „Sind Sie das selbst, der Welt größte Dichterin?“ Die Sache begann mich zu interessieren. Na, das hätten Sie schon fühlen müssen,“ entgegnete sie mir ein wenig vorwurfsvoll. „Doch hören Sie! Ueberschreiben Sie: „Wie sieht es auf dem Grunde des Meeres aus?“

Durch reichende Wasserwagen, in Schlamm und Korast

Da kommen die Fische gezogen, ein Hai am Segelmaß

Und unten im tiefsten Grunde

Fließt düster Metalle im Schlunde.

Das Meer beruht auf eisernem Grunde.

Es folgt sekundenlanges Schweigen. Dann wieder sie: „Ah sie fühlen die Weiße der Stunde. Und nun sollen Sie es auch wissen, ich bin — Helene Rod! Ich bin die Entdeckerin der geistlichen Weisheit des allmächtigen Schöpfers. Seit einem Jahre stehe ich hier, um die Menschen zu erleuchten und zu beglücken.“ „Ich habe Sie aber noch nie bemerkt!“ — „Die wenigsten bemerken mich, wie alles Schöne und Große im Leben. Aber wollen der Herr nicht meine Dichtungen haben? Ich berechne nur die Druckkosten. Hier: „Geistliche Wahrheit — Wie sieht es in der Sonne aus?“ für eine Krone. „Das Erwachen des Geistes in der frühen Morgenstunde“ für eine Krone fünfzig . . .“

Die Dichterin hatte den Deckel der Zigarettenliste hochgeschlagen, ich ließ ein Fünfkronenstück hineinfallen und im Nu war sie verschwunden. Im Straßengebüsch tauchte sie neben einem anderen Herrn auf: „Der Herr habe gute Augen, der Herr leiden mit der Welt . . .“ Dem Herrn war so etwas bestimmt nie in den Sinn gekommen. Aus seiner Tasche ragten Vörsenblätter. Er hörte nichts von dem Geplüster der Alten, niemand hörte es, niemand beobachtete sie. Sie hatte schon recht. Die wenigsten bemerken sie wie das Schöne und Große im Leben . . .

